

Universal-Genie Jacqueline Badran, Robotik-Pionierin Jamie Paik

Nummer 46 – 18. November 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Leuchtende Zukunft

Was uns die Klima-Elite beschert.

Beat Gygi

Herrschaft ohne Hemmung

Corona-Bundesrat: Staatspolitische Revolution von oben. *Christoph Mörgele*

Geheimnisse der Schauspielkunst

Intime Gespräche mit Robert Hunger-Bühler und Stefan Gubser.

Daniel Weber, Thomas Renggli und Roger Köppel

Peter Rothenbühler
Zürich hat die grandiose
Bühne-Sammlung
nicht verdient.



AIR-KING

Die 1945 vorgestellte Air-King zollt den frühen Flugpionieren Tribut. Mit ihrem klassischen Schriftzug und ihrer gut ablesbaren Minutenskala ist sie auch weiterhin eine Hommage an das Goldene Zeitalter der Luftfahrt.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL AIR-KING

BUCHERER

1888

bucherer.com

Bundesrat Cassis, bleiben Sie zu Hause

Schweizer Politiker geben sich derzeit in Brüssel die Türklinke in die Hand. Eben kehrte eine Berner Parlamentariergruppe ernüchtert aus der EU-Hauptstadt zurück. Selbst die grössten EU-Enthusiasten erschranken angesichts des Gletscherspaltenempfangs, den ihnen Vertreter der Union bereiteten. Schneidende Herablassung wehte den Schweizern entgegen.

Kurz darauf pilgerte Aussenminister Ignazio Cassis in die Glastempel der EU. Brüssel ist die Stadt, die mit Slogans tapeziert ist. Fast wie in Nordkorea oder einst in der DDR dröhnen politische Propagandasprüche von den Transparenzfassaden. Willkommensgrüsse an die Schweiz sind nicht dabei. Auch der Bundesrat landete unsanft auf dem Hartbeton der europapolitischen Wirklichkeit.

Was sich der Tessiner in Brüssel anhören musste, erinnerte an einen Marschbefehl: EU-Kommissar Sefcovic will bis nächsten Januar Taten sehen. Die Schweiz soll sich dem EU-Recht unter EU-Richtern anpassen. Brüssel fordert regelmässige Zahlungen und gleiche Wettbewerbsbedingungen. Am besten die Schweiz löse sich gleich ganz auf im EU-Einerlei.

Mit ihren Bittgängen auf der EU-Kriechspur erniedrigt sich die Schweiz. So macht sich Cassis zum Aussenminister der traurigen Gestalt. Sein Plan war es, das EU-Packeis mit einer Milliardenzahlung ohne Gegenforderung aufzuknacken. Passiert ist das Gegenteil. Das Klima ist frostiger und die Forderungen sind noch frecher geworden.

Ganz generell wirkt die Schweizer Präsenz in Brüssel irgendwie verquält. Die Eidgenossenschaft unterhält an bester zentraler Lage als Botschaftssitz einen Prachts-Palazzo fast wie eine Siegermacht des Zweiten Weltkriegs am Brandenburger Tor Berlins. Nur: Man hat das Gefühl, nicht Selbstbewusstsein, sondern ein

schlechtes Gewissen habe die Helvetier ins Zentrum der EU geführt.

Dabei wäre es ganz einfach: Ignazio Cassis sollte aufhören, sich unterwürfig von den EU-Bürokraten die Agenda diktieren zu lassen. Stattdessen könnte er Sefcovic und Kollegen endlich reinen Wein einschenken. Ehrlichkeit ist auch eine Form des Anstands.

Die Schweiz kann sich auf die Forderungen Brüssels niemals einlassen. Wir sind nicht Mitglied der EU-Rechtsordnung, auch wenn wir in Europa Kopfehtabletten und Fahrräder verkaufen. Kämen wir jemals auf die Idee, uns in einem Wirtschaftsvertrag mit China zur Übernahme zukünftigen chinesischen Rechts zu verpflichten? Etwas in der Art verlangt die EU von der Schweiz.

Nichts, aber auch gar nichts haben wir Schweizer gegen gute Beziehungen mit den Mitgliedstaaten der Europäischen Union. Sie sind schon heute hervorragend. Die Schweiz ist ein exzellenter Kunde, der ausserdem seine Rechnungen pünktlich zahlt. Ohne dass man ihm vorher einen siebenstelligen Kredit rüberschieben muss.

Ja, die EU ist beleidigt, weil ihr der Bundesrat jahrelang Hoffnungen gemacht hat, die störrischen Schweizer würden dann irgendwann doch noch der EU beitreten. Die versprochene Heirat fand nie statt. Das ist unschön, aber Hand aufs Herz: Auch die EU hat schon viele Hoffnungen enttäuscht, zum Beispiel jene der Türken auf den in Aussicht gestellten Beitritt, den die EU nicht mehr will.

Die Niederlage beginnt, wenn man anfängt, sich darauf einzustellen. Ignazio Cassis handelt wie ein Verlierer. Warum eigentlich? Er hat es doch nach ein paar anfänglichen Verrenkungen gut gemacht beim Rahmenvertrag. Er weiss, dass die Forderungen der EU absurd sind und niemals in Erfüllung gehen können. Man möchte ihm zurufen: «Stehen Sie hin und sprechen Sie es aus.»

Noch besser: Cassis sollte zu Hause bleiben. Im Ausland verhandelnde oder dialogisierende Bundesräte sind immer ein Sicherheitsrisiko für die Schweiz. Wer als erster sein Haus verlässt, hat bereits verloren. Schweizer Politiker halten es für anständig, wenn sie sich auswärts für die Schweiz entschuldigen. Die Selbstkritik weckt dann jeweils den Heisshunger der anderen.

Stimmt: Die EU ist ein Friedensprojekt, und das seit über 70 Jahren. Die Schweiz aber ist ein Friedensprojekt seit über 500 Jahren. In finsternen Zeiten haben wir das Fähnchen der Demokratie in Europa hochgehalten. Wir sind ein Wohlstandsreaktor im Zentrum dieses Kontinents. Cassis sollte es nicht zulassen, dass die EU-Politik sich an der Schweiz die Schuhe abstreift. R. K.

AMEOS

GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN

AMEOS Seeklinikum Brunnen |
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen |
T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

Verheerungen der Klima-Politik, Stefan Gubser und Robert Hunger-Bühler, Migrationskrise in Polen

Der Gipfel in Glasgow hat die Klima-Elite in ihrer Ansicht bestärkt, dass die Treibhausgasemissionen so rasch als möglich nach unten zu bringen sind. Die Ziele des Pariser Abkommens dienen der Regierung als Rechtfertigung für neue Vorschriften, die Bürger und Firmen viel kosten. Wohin führt diese Politik? Der deutsche Klimaexperte Fritz Vahrenholt legt im Gespräch dar, warum die fanatische Bekämpfung des CO₂-Ausstosses die zivilisierte Welt in eine schwerwiegende Versorgungskrise stürzen wird. **Seite 14**

An der weissrussischen Grenze zu Polen sitzen mehrere tausend hungernde und frierende Menschen aus dem Nahen Osten und aus Afrika fest. Sie haben dem leeren und zynischen Versprechen aus Minsk geglaubt, dass sie via Minsk nach Deutschland weiterreisen könnten. Schonungslos beschreibt der polnische Kriegsreporter Marcin Wyrwal, der im Grenzgebiet recherchiert hat, das humanitäre Elend, aber auch die Hilflosigkeit der Uniformierten bei der Sicherung der EU-Aussengrenze im Sumpf- und Waldgebiet. Warschau, hörte er von lokalen Politikern, habe die Sicherung der Grenze seit vielen Jahren vernachlässigt. Dieses Einfallstor in den Westen sei deshalb einladend wie eine grosse Wiese. **Seite 26**

Er gehört zu den bekanntesten Gesichtern der Schweizer Schauspielbranche. Zwölf Jahre jagte er im «Tatort» Mörder und Langfinger. Nun setzt er dem bekanntesten Kunst-



«Anne-Marie die Schönheit»: Robert Hunger-Bühler als Frau.

fälscher Europas ein kulturelles Denkmal. Der Winterthurer Stefan Gubser ist ein Mann der Widersprüche und ein Grenzgänger zwischen Unterhaltung und Kunst. In einem ausführlichen Gespräch mit Roger Köppel und Thomas Renggli erzählt er vom oft brotlosen Dasein im Scheinwerferlicht, von seiner Liebe zur Schweiz – und weshalb es interessanter ist, einen Bösewicht zu spielen als immer nur den schönen Liebhaber. **Seite 30**

Der Schweizer Schauspieler Robert Hunger-Bühler ist mit einem Einpersonenstück auf Tournee, in dem er eine erfolglose alte Schau-

spielerin verkörpert, die in einem fast zweistündigen Monolog ihr Leben Revue passieren lässt. Die Autorin Yasmina Reza hat «Anne-Marie die Schönheit» ausdrücklich für einen Mann geschrieben – Grund genug für das Zürcher Schauspielhaus, das Stück nicht zeigen zu wollen. Es hat sich eine Theater-Sternstunde entgehen lassen: Hunger-Bühler schlägt mit subtiler Schauspielkunst die Zuschauer in ausverkauften Häusern in seinen Bann. Im Gespräch mit Daniel Weber erzählt er, was es für ihn bedeutet, eine Frau zu spielen. Und warum dem Theater eine dogmatische Verhärtung droht. **Seite 64**

In den sozialen Netzwerken zirkulieren diverse Videoclips, die brutale Verhaftungen am Rand der durchs Band weg friedlichen Corona-Demonstrationen zeigen. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Kollege Alex Baur hat bei zwei derartigen Gewaltszenen, die letzte Woche in Bern und Zürich aufgezeichnet wurden, die Direktbetroffenen ausfindig gemacht. Ihre Aussagen decken sich mit den Wahrnehmungen von Augenzeugen, und sie führen zu einem befremdenden Fazit: In beiden Fällen suchte die Polizei die Konfrontation nachgerade und fuhr aus nichtigem Anlass größtes Geschütz auf. Die Eskalation wurde zweifellos politisch angeordnet. Und sie steht ganz im Geist einer Politik, die den Corona-Widerstand systematisch auszugrenzen und zu kriminalisieren versucht. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

DISCOVER
REACH



GET YOUR FREE PACK NOW*



be inspired

Davidoff
CIGARETTES

**THE PREMIUM CAPSULE CIGARETTES,
MODERN AND INNOVATIVE IN EVERY WAY**

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
- Firm-touch filter
- Reduced smoke smell

*terms and conditions are available at davidoff-cigarettes.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage.
Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.



Menetekel von Glasgow: Seite 14



Bundesrat im Blindflug: Seite 26



Doppelter Löwe: Stefan Gubser. Seite 30

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Murat I.
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Lukas Gloor
- 10 Tagebuch Peter J. Brenner
- 12 Bern Bundeshaus
Ignazio Cassis: In die Falle getappt
- 14 Operation Blackout
Was uns die Klima-Elite beschert
- 16 Erziehung der Gefühle
Das letzte bisschen naive Unschuld
- 18 News Quereinsteiger Grünenfelder
- 18 Personenkontrolle
- 20 Mörgeli
Kunstmuseum oder Gedenkstätte?
- 20 Ohne-ohne-Partei
Der CDU fehlt ein Kopf
- 21 Peter Bodenmann Brandsatz gegen
Sommaruga und Gantner
- 22 Herrschaft ohne Hemmung
Staatspolitische Revolution von oben
- 24 Riechen ist wissen Macht der Gerüche
- 25 Jacqueline Badran
Sie ist das letzte Universalgenie
- 26 Verteidiger Europas
Polen stoppt die Migranten aus Nahost
- 27 Thiel 61er Petrus
- 28 Reiches Baar, ganz knausrig
Sozialhilfe-Empfänger verwüsten Hotel
- 29 Kurt W. Zimmermann
Siamesische Zwillinge
- 30 «Schauspieler müssen zuhören»
Stefan Gubser im Gespräch

- 36 Stunde Null der Pandemie
Neue Indizien für die Laborleck-Theorie
- 37 Inside Washington
- 38 Ein Hase namens Hippolyte
Die Magie von teuren Hotels
- 39 Anabel Schunke
Deutschland hat es nicht geschafft
- 40 Bern und Zürich setzen auf Gewalt
Unzimperlicher Kampf ums Covid-Gesetz
- 41 News Graffenrieds rechte Hand
und die Reithalle
- 42 Überraschungsgast im Tanz ums Elysée
Michel Barnier gegen Präsident Macron
- 43 Herodot
- 44 Metaverse
Facebooks neue künstliche Welten
- 46 19 Unzen Gold
Wie können Anleger ihr Geld schützen?
- 47 Ich bin so frei
Gottfried Locher über den freien Willen
- 48 Hotel Entzug
Exklusive Schweizer Suchtkliniken
- 50 Nein zum Würfelbecher
Andrea Caroni zur Justiz-Initiative
- 51 Alexander Schallenberg Ist der Kanzler
der neue Fürst Metternich?
- 53 Tamara Wernli Prinz Jammeri
- 54 Leserbriefe
- 55 Nachruf Frederik Willem de Klerk
- 56 Beat Gygi Aufbruch von Shell
- LITERATUR
UND KUNST**
- 57 Ikone der Woche
- 58 Die ersten reichen Schweizer
Markus Somm über grosse Unternehmer

- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 «Wir dürfen alles!»
Robert Hunger-Bühler als Frau
- 66 Kunst Goya
- 67 Film «JFK Revisited»
- 68 Serie «You»
- 68 Medien Schattenjournalismus
- 69 Jazz Nils Wogram

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Jodie Comer
- 72 Häuser Razor House
- 73 Was macht eigentlich?
Pius Fischbach, Ex-Fussballer
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Laureus Charity Night
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit Felix Niederer
- 80 Menschen von morgen
Jamie Paik, Forscherin
- 82 Das indiskrete Interview
Bestare Kicaj, Kampfsportlerin

DER NEUE CUPRA BORN 100% ELEKTRISCH



THE IMPULSE OF
A NEW GENERATION

Er ist da. Der neue CUPRA Born: 100% elektrisch, 100% CUPRA. Er überzeugt mit gewohnt stilsicherem Design innen wie aussen. Dank seiner hochentwickelten elektrischen Antriebstechnologie schafft er ein bislang unerreichtes Fahrerlebnis. Tauchen Sie ein in eine neue Ära der Mobilität.



cupraofficial.ch

CUPRA Born, 204 PS, 19,4 kWh/100km, 0 g CO₂/km, Kat. A



Murat I. führt die Schweiz ins Morgenland

Er macht als Nationaltrainer alles richtig. Nun ist es Murat Yakin sogar gelungen, den vielgeschmähten WM-Schauplatz Katar in einen Sehnsuchtsort zu verwandeln.

Thomas Renggli

Als Vladimir Petkovic im September dem Erstbesten Angebot nach Bordeaux folgte und die Schweizer Nationalmannschaft ihrem Schicksal überliess, umfasste die Liste seiner Nachfolger 29 Namen. Gehandelt wurden Koryphäen des Geschäfts wie Arsène Wenger, Joachim Löw oder Jürgen Klinsmann. In einer Online-Umfrage des *Blicks* stimmten am meisten User (27 Prozent) für den Zürcher Urs Fischer. Gerade mal 3 Prozent der Stimmen gingen an Murat Yakin.

Zweieinhalb Monate später ist alles anders. Yakin brauchte nur sieben Spiele, um seinen Vorgänger vergessen zu machen und sich selbst ein kleines Denkmal zu setzen. Die Art und Weise, wie er mit seiner Mannschaft dem Europameister Italien zweimal ein Unentschieden abtrotzte und zum Abschluss Bulgarien 4:0 vom Platz fegte, räumt alle Zweifel aus dem Weg.

Dabei sind es weniger die Leistungen als die Umstände, die dem Trainer ein Topzeugnis ausstellen. Am vergangenen Montag in Luzern fehlten den Schweizern (neben Regisseur Granit Xhaka) praktisch alle regelmässigen Torschützen sowie drei Viertel der üblichen Verteidigung.

Doch Murat Yakin liess sich nicht beirren. Mit Coolness, Cleverness und Charme warf er einen Rookie nach dem anderen in die Schlacht – und erntete den verdienten Lohn. Er war selbst dann noch ein Conférencier der guten Laune und der Gelassenheit, als einige vor dem Italien-Spiel den Teufel an die Wand malten.

«Niederlagen blendet er aus»

Der ewige Fussballmanager Erich Vogel sagt über Murat Yakin: «Er ist mit dem Sieger-Gen auf die Welt gekommen. Niederlagen blendet er aus. Sie sind für ihn zufällige Missgeschicke der Natur.» Kaum etwas könnte Yakin, den Secondo, der ohne Vater aufwuchs und früh die Verantwortung des Familienoberhaupts übernahm, besser charakterisieren.

Yakin ist aber auch ein Trainer, der seinen Spielern Lust, Spass und Freude am Spiel

vermittelt. Gleichzeitig kann er auf dem Trainingsplatz ein unbarmherziger Geist sein. Dass er in Basel trotz Meistertiteln, Erfolgen im Europacup und grossem Sozialprestige einst Knall auf Fall gehen musste, lag an seinem komplexen Verhältnis zu einigen Führungsspielern. Yakin duldet keinen zweiten Chef neben sich.

Mut zum Risiko

Als Spieler wurde Murat Yakin eine gewisse Nonchalance nachgesagt. Das Nachtleben war ihm nicht fremd. Mit Obrigkeiten tat

Yakin vermittelt Lust, Spass und Freude am Spiel. Gleichzeitig kann er ein unbarmherziger Geist sein.

er sich oft schwer. Die eher hemdsärmeligen Nationalcoaches Gilbert Gress und Enzo Trossero waren nicht seine besten Freunde. In Kaiserslautern rieb er sich an Trainer Andreas Brehme auf.

Mittlerweile ist Murat Yakin selbst ein Chef, der keine Kompromisse duldet: «Man kann mit mir ein Mal über etwas diskutieren – vielleicht auch zwei Mal. Aber beim dritten Mal muss es der Spieler verstanden haben. Das ist oft das, was den Spielern der heutigen

Generation fehlt – das Verständnis für drohende Konsequenzen. Sie hören die Warnsignale nicht.»

Bei seinem Führungsstil scheut Trainer Yakin das Risiko nicht. Sportlich hätte zuletzt kaum ein Weg an der Nomination des formstarken Berners Michael Frey vorbeigeführt. Frey schießt für Royal Antwerpen in dieser Saison Tor um Tor.

Doch Yakin glaubte zu spüren, dass der unberechenbare und redselige Puncher die Balance im Team durcheinanderbringen könnte. Und er zeigte damit indirekt auch, dass ihm die Meinung in seiner alten türkischen Heimat noch immer wichtig ist. Denn Frey hat sich während seines Engagements bei Fenerbahce Istanbul keine neuen Freunde gemacht.

Affront gegen die Bescheidenheit

Wo Murat Yakin auftaucht, ist sein Bruder Hakan normalerweise nicht weit. Die beiden arbeiteten schon in diversen Klubs zusammen – mit allerdings klar verteilten Rollen. Murat war immer der Chef, Hakan der loyale Zuträger. Zuletzt war dies beim FC Schaffhausen so. Und viele rechneten damit, dass dies auch bei der Nationalmannschaft nicht anders wird. Doch dafür ist Murat zu schlau. Hätte er die Schweizer Nationalmannschaft zur Familienangelegenheit degradiert, wäre die Angriffsfläche sofort gross gewesen.

Trotzdem wird Murat Yakin auch in Zukunft kein Mensch sein, der es allen recht macht. Sein Selbstvertrauen kann ihm auch als Arroganz ausgelegt, seine Stilsicherheit als Affront gegen die urhelvetische Bescheidenheit wahrgenommen werden. Doch er hat in seiner kurzen Zeit als Nationaltrainer nicht nur die erfolgreiche Arbeit von Vladimir Petkovic weitergeführt (und dabei wesentlich mehr Volksnähe zugelassen).

Er hat auch ein Ding der vermeintlichen Unmöglichkeit geschafft: Dank Yakin ist der ungeliebte WM-Schauplatz Katar plötzlich zum Sehnsuchtsort des Schweizer Fussballs geworden.



„Immer diese Science-Fiction-Filme ..“

Lieber Lukas Gloor

Als Direktor der Stiftung Bührle müssten Sie Ihre Drohung wahr machen und den Leihvertrag mit dem Kunsthaus Zürich frühzeitig auflösen und die gesamte Bührle-Sammlung ins Ausland verschieben. Wie es einst der Schweizer Baron Thyssen-Bornemisza tat, weil es in der Schweiz nur Querelen und keine befriedigende Lösung gab.

Madrid ist heute stolz auf «seine» Thyssen-Sammlung. Zürich hat sich den wunderschönen Erweiterungsbau des Kunsthauses geschenkt, in dem heute die weltweit wertvollste Impressionisten-Sammlung zu sehen ist, die das Kunsthaus dank der Grosszügigkeit der Familie Bührle an die Weltspitze der Kunstmuseen katapultiert hat. Aber statt sich zu freuen, verliert man sich in Selbstanklage.

Man hört in Zürich nur die alten Geschichten vom Waffenproduzenten und Kunstsammler Bührle, von Raub- und Fluchtkunst, die seine Sammlung bereichern sollen. Gerade als ob nicht, wie bei allen grossen Sammlungen,



Einmalig:
Stiftungsdirektor Gloor.

die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden sind, längst jedes einzelne Bild akribisch auf seine Provenienz abgeklärt worden wäre, alles zurückgegeben wurde, das irgendwie kontaminiert war.

Ich habe das Museum besucht und war überwältigt. Von der Qualität der Meisterwerke,

aber auch davon, dass das Kunsthaus einen ganzen Saal mit der historischen Aufarbeitung der Sammeltätigkeit Bührles belegt hat. Einmalig!

Nach all dem Lärm von linken Historikern und überheblichen Kunstschaaffenden, die sich der Cancel-Culture verschrieben haben und sich bis in die *New York Times* starkmachen für die Verurteilung der Schweiz als Hehlerin für Raubkunst, und nach dem riesigen Echo, das diese Leute in den Medien und bei der Stadt gefunden haben, ohne dass jemand «Stopp» ruft, finde ich, dass Zürich die Bührle-Sammlung schlicht nicht verdient hat.

Soll sie doch weiterhin das Kulturleben einer vom amerikanischen «Wokeismus» kontaminierten Provinzstadt führen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Peter J. Brenner



Eigentlich bin ich ein ganz normaler Mensch. Ich trage keine Aluhüte und finde auch nicht, dass Bill Gates an allem schuld ist. Ich bringe dem Staat ein gewisses Vertrauen entgegen und weiss, dass mit der Corona-Erkrankung nicht zu spassen ist. Ich glaube aber alt und intelligent genug zu sein, um die Balance zu finden zwischen angemessener Alltagsvorsicht und blinder Unterwerfung unter ein widersinniges Corona-Regime. Als der Impfstoff auf den Markt kam, hätte ich mich impfen lassen, wenn ich zu einer der «priorisierten Gruppen» gehört hätte.

Dann kam alles anders. Die irrlichternden Corona-Massnahmen und ihre wechselnden Begründungen haben mich misstrauisch gemacht. Ich habe mir die Entscheidung nicht leichtgemacht und eine Münze geworfen. Dabei ist «nicht impfen» herausgekommen. Das war der Beginn eines interessanten Selbstversuchs. Man lernt Menschen richtig kennen, mit denen man auf vertrautem Fuss zu stehen glaubte. Was soll ich mit Menschen anfangen, die mit Entsetzen reagieren, wenn sie hören, dass ich ungeimpft – wohl aber frisch getestet – bin? Die «fassungslos» sind, wenn sie auch nur per E-Mail erfahren, dass ich ungeimpft bin? Bin ich, der Ungeimpfte, der den grössten Teil der Woche am heimischen Schreibtisch verbringt wie Hieronymus im Gehäuse, ein Volksfeind, ein schrecken-erregender «Treiber der Pandemie»?

Ich habe keine «Ängste», die mir genommen werden müssten. Ich sähe es aber gerne, wenn man meine Intelligenz ernst nähme und mich nicht mit Massnahmen konfrontieren würde, deren Widersinn und deren Wirkungslosigkeit offenkundig sind. Denn was soll ich davon halten, dass ein Antigen-Test in Deutschland

24 Stunden, nach dem Überqueren der Grenze zu Österreich aber 48 Stunden lang gültig ist? Was bedeutet es, dass ich bei einer Flugreise nach Ungarn der 3-G-Regel unterliege, bei der Reise mit der Bahn aber nicht? Warum darf ich ohne G-Regeln mit einer überfüllten Strassenbahn zur Universität fahren, muss aber vor dem Betreten der fast leeren Bibliothek einen Test vorweisen, dessen Papierausdruck die Deutschkenntnisse des freundlichen Security-Mitarbeiters vor unlösbare Rätsel stellt? Die Universitäten werden mit fünfzehnteiligen Corona-Anweisungen traktiert, nur um den Schein zu wahren, der Staat habe alles im Griff. Mit Erfolg. Studenten, die im Geschichtsunterricht nicht so gut aufgepasst haben, finden das «3-G-Bändchen» an ihrem Handgelenk jedenfalls chic, weil es sie an die Disco und an nichts anderes erinnert. Selbsttests auf Vertrauensbasis, wie sie in vielen Firmen praktiziert werden, kommen für die Regierung nicht in Frage.

In einer Frankfurter Zeitung für Deutschland, der die klugen Köpfe wohl endgültig abhanden gekommen sind, konnte man lesen: «Wer sich impfen lässt, schützt seine Mitmenschen und sich selbst.» Ein schlichter Satz, der schlicht doppelt falsch ist. Ich werde zusätzlich belehrt, dass «Nachteile in Kauf nehmen» muss, wer sich nicht impfen lässt. Tatsächlich? Muss ich für eine gesetzeskonforme freie Entscheidung «Nachteile in Kauf nehmen», während die «Pandemie der Geimpften», die der Voodoo-Formel «Ich bin geimpft» blind vertraut und «ihre Freiheiten» allzu ungeniert genossen haben, voranschreitet?

Die Regierung misstraut ihrem Volk, und das Volk fängt an, der Regierung zu misstrauen. Eine statistisch etwas wacklige Forsa-Umfrage zeigte gerade, dass, bei überschlägiger Umrechnung der Prozentzahlen, rund zwanzig Millionen Menschen über vierzehn Jahre in Deutsch-

land sich definitiv «nicht» oder «eher nicht» impfen lassen wollen. Das sind ungefähr so viele Menschen, wie die künftige deutsche Regierungskoalition Wähler gehabt hat.

In der *Augsburger Allgemeinen*, einer der grössten deutschen Regionalzeitungen, der Zeitung, für die einst ein Heinrich Heine schrieb, fordert eine 37-jährige Lokalredaktorin ein härteres Durchgreifen bei Corona. Was treibt solche Menschen an? Das berühmte Milgram-Experiment hat vor sechzig Jahren gezeigt, dass ganz normale Menschen bereit sind, ihren Mitmenschen – in Wirklichkeit Probanden – unbegrenzte Schmerzen per Stromschlag zuzufügen, wenn eine wissenschaftliche Autorität es ihnen anordnet. Auch heute muss man, metaphorisch gesprochen, sich nur ein weisses Laborkittelchen anziehen, um Menschen zu den absurdesten Verhaltensweisen gegenüber sich und anderen zu bringen. Man wirft den Deutschen ja gerne vor, dass sie aus der Vergangenheit nichts gelernt hätten. Die Corona-Politik legt hingegen die Vermutung nahe, dass sie ein bisschen zu viel gelernt haben. Wie man Aussenseiter produziert und soziale Spaltungen befeuert, weiss man jedenfalls noch sehr gut.

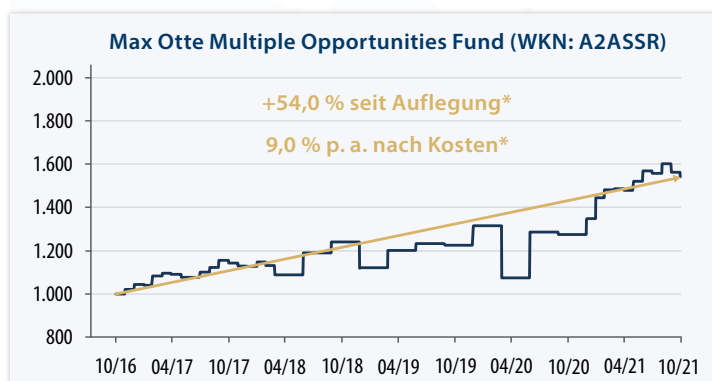
Aber es gibt auch Erlebnisse der anderen Art. Auf der Ostseeinsel Rügen wurden wir beim Betreten eines fast leeren Restaurants vom Kellner barsch aufgefordert, die Masken abzulegen: «Hier sind alle gesund.» Der Mann, kein Deutscher, hat besser verstanden, wie eine moderne Gesellschaft funktioniert. Jedenfalls nicht durch Überwachen und Strafen.

Peter J. Brenner ist Germanist und Universitätsprofessor a. D. der Technischen Universität München.



Der Max Otte Multiple Opportunities Fund (WKN: A2ASSR): Aktien, Gold und Silber aus einer Hand, und das in Liechtenstein

Mit dem **Max Otte Multiple Opportunities Fund** bieten wir Ihnen die Möglichkeit, in Deutschland (als professioneller Investor ab 100.000 €/CHF) oder der Schweiz (als professioneller Investor oder Privatinvestor mit Vermögen ab 2 Mio. CHF) an unserem wertorientierten Investmentansatz der Königsanalyse[®] nach Prof. Dr. Max Otte zu profitieren. Zudem können Sie Ihr Vermögen rechtssicher in einem stabilen Land ausserhalb der Europäischen Union anlegen. **Jetzt auch als CHF Tranche mit der WKN: A3CU4B – unser volles Liechtensteinpaket!**



Umfassender Investmentansatz aus einer Hand

- konzentriertes Portfolio mit Aktien von Top-Unternehmen
- Physisches Gold & Silber, sicher verwahrt in der Schweiz und in Liechtenstein
- Anleihen (möglich), Liquidität

* Die gemachten Renditeangaben sowie Angaben zu vergangenheitsbezogenen Daten sind keine Gewähr und kein verlässlicher Indikator für künftige Entwicklungen.

Der **Max Otte Multiple Opportunities Fund** ist ein alternativer Investmentfonds (AIF), der in Aktien, physisches Gold & Silber, Anleihen und Liquidität investieren darf. Dabei können wir Einzelpositionen bis zu 20 % des Fondsvermögens eingehen und somit von den starken Kursentwicklungen unserer Beteiligungen länger profitieren. Unser Erfolgsrezept: sorgfältige Kapitalmarktanalysen, ein langfristiger Ansatz und der Mut, Chancen zu nutzen und auch grössere Positionen einzugehen.



Standort Liechtenstein

- Politisch und wirtschaftlich stabil
- Keine „dubiose Steueroase“
- Industriestandort (noch vor Finanzen!)
- Keine Staatsschulden, aufgeräumte Banken
- Keine EU-/Euro-Zugehörigkeit, CHF als Währung



Alan Galecki

- verantwortlicher Fondsmanager und Senior Analyst
- seit über zehn Jahren leidenschaftlicher Langfristinvestor
- Partner PI Privatinvestor Kapitalanlage GmbH



Philipp Schäferhoff

- Vertriebsleiter
- Kontakt & Informationen:
Tel.: +49 221 98 65 33 94
E-Mail: schaeferhoff@pi-kapitalanlage.de
Web: www.pi-kapitalanlage.de

Dieses Dokument ist eine Werbemitteilung. Der Fonds ist in Liechtenstein domiziliert. Dieses Dokument darf in oder von der Schweiz aus nur an qualifizierte Anleger im Sinne von Art.10 Abs. 3 und 3ter KAG verteilt werden. Alle Angaben in diesem Artikel dienen ausschliesslich Ihrer Information und stellen weder Zusicherungen noch ein Angebot, eine Offerte oder eine Aufforderung zum Kauf oder Verkauf dar. Vor Erwerb von Anteilen des jeweiligen Fonds sollten Sie sich vergewissern, dass der gewählte Fonds für Sie geeignet ist. Hierzu informieren Sie sich am besten vollständig und eingehend über dessen Vermögenswerte, Funktionsweise, Risiken und Hintergründe und prüfen den Prospekt, die Emissionsunterlagen und Berichte. In der Schweiz ist der Vertreter die LLB Swiss Investment AG, Claridenstrasse 20, CH-8002 Zürich, und die Zahlstelle die Helvetische Bank AG, Seefeldstrasse 215, CH-8008 Zürich. Die Basisdokumente der Fonds im Sinne von Art. 13a KKV sowie die Jahres- und ggf. Halbjahresberichte sind kostenlos am Sitz des Schweizer Vertreters erhältlich.

In die Falle getappt

Aussenminister Ignazio Cassis wollte in Brüssel die Wogen glätten. Parlamentarier von links bis rechts kritisieren den Besuch des Bundesrats als leichtfertig.

Was wollte Aussenminister Ignazio Cassis bei seinem Arbeitsessen mit dem für die Schweiz zuständigen EU-Kommissar Maros Sefcovic eigentlich erreichen? Ging es einfach darum, den neuen Mann kennenzulernen und ihm zu erklären, dass die Schweiz aus innenpolitischen Gründen nicht in eine Hektik verfallen kann? Dass man auch keinen neuen Anlauf nehmen wolle, wie er im Gespräch mit der NZZ offenbarte? Wenn es das war, ging dieses Treffen gewaltig in die Hosen.

Denn so, wie's aussieht, hat sich die Schweiz von der EU wieder einmal ein Ultimatum aufdrücken lassen. Bis zum World Economic Forum im Januar in Davos soll die Schweiz der EU Vorschläge und einen Fahrplan unterbreiten zur Lösung der offenen institutionellen Fragen, also zur dynamischen Übernahme von EU-Recht sowie zur Schlichtungsinstanz in Streitfällen. Das ist die alte Platte. Neu ist die Forderung nach regelmässigen Kohäsionszahlungen gemäss dem Muster Norwegens.

Neue Eiszeit?

Da kann das Umfeld des Schweizer Aussenministers noch lange hoch und heilig versichern, man habe der EU absolut nichts versprochen. Bundesrat Cassis habe beim Gespräch mit Kommissar Sefcovic unmissverständlich klargemacht, dass sich die Schweiz keine Road Map von der EU diktieren lasse und dass der Zeitplan sportlich sei. «Die öffentliche Wahrnehmung ist eine andere», sagt SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi, der mit der EU/Efta-Delegation zeitgleich in Brüssel weilte. Seiner Meinung nach hätte Bundesrat Cassis unmissverständlich erklären müssen, «dass die Schweiz dafür nicht zu haben ist». Für SP-Nationalrat Eric Nussbaumer, Präsident der Schweizer EU/Efta-Delegation, hat Sefcovic eine klare Ansage gemacht, was er von der Schweiz erwartet. Bundesrat Cassis sei dagegen ohne Plan nach Brüssel gereist und dann ins offene Messer gelaufen.

Interessant wird sein, was Cassis dem Bundesrat über dieses Treffen rapportieren wird. Es ist kaum davon auszugehen, dass die Regierung bereit ist, bloss acht Monate nach der Beerdigung



Falsche Erwartungen in Brüssel geweckt: FDP-Bundesrat Cassis.

des Rahmenabkommens einen neuen Anlauf zu nehmen. Davon war bisher auch nie die Rede. Das Ziel des Treffens war, den Beziehungen zur EU eine positive Dynamik zu geben und die bilaterale Zusammenarbeit zu stabilisieren. So hat es der Bundesrat nach den Von-Wattenwyl-Gesprächen zwischen den Bundesratsparteien kommuniziert. Ein weiterer Punkt war eine Verständigung über die Verwendung der Kohäsionszahlungen. Hier hat man sich mit der EU-Kommission einigen können.

Für Aeschi ist ausgeschlossen, «dass die Schweiz Hand bietet zu einem bilateralen Paket III, das die institutionellen Fragen und eine sogenannte Verstetigung des Kohäsionsbeitrags beinhaltet». Nussbaumer hat andere Sorgen. Er fragt sich, wie die EU reagieren wird, wenn die Schweiz im Januar nichts bieten kann. Beginnt dann eine neue Eiszeit zwischen Bern und Brüssel?

Allerdings muss sich auch das Parlament bei der Nase nehmen. Der blinde Aktivismus einzelner EU-Turbos war nicht hilfreich. Auch damit hat man in Brüssel falsche Erwartungen geweckt. Was wurde nach dem mutigen Schritt des Bundesrats, den Rahmenvertrag zu beerdigen, nicht alles gesagt? Die Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission (APK), Tiana Angelina Moser, gleichzeitig Fraktionschefin der Grün-

liberalen, sprach von einer «planlosen Kapitulation des Bundesrats». SP-Nationalrat Fabian Molina schwafelte von einer «maximalen politischen Katastrophe». Auch Nussbaumer sah für die Zukunft der Schweiz in Europa nur noch zwei Möglichkeiten: den EWR oder den Beitritt.

Böses Erwachen für EU-Turbos

Übereifrig suchte man deshalb auch den Kontakt zu EU-Parlamentariern und -Spitzenbeamten, wie zuletzt am 10. November, eine Woche bevor Cassis nach Brüssel aufbrach. Kaum zurück, ging das Lamento wieder los. Bei allen Gesprächen sei deutlich zum Ausdruck gekommen, dass sowohl der eigentliche Entscheid zum Abbruch der Verhandlungen über ein institutionelles Rahmenabkommen wie auch die Art und Weise bei der EU eine merkliche Verstimmung zurückgelassen hätten. Selbst die Freigabe der zweiten Kohäsionsmilliarde sorgte nicht für Entspannung, jammerte Moser.

In Wahrheit erlebten die EU-Turbos ein böses Erwachen. SVP-Nationalrat Roland Büchel, der nach Brüssel mitgereist war, sagt dazu: «Der Beschluss des Parlaments, die Kohäsionsmilliarde freizugeben, hat viele in einer falschen Sicherheit gewiegt. Einige hatten wohl gehofft, dass sie nun in Brüssel auf Wohlwollen stossen würden.» Umso grösser war die Enttäuschung, als die Schweizer APK-Mitglieder unter anderem von Sefcovic's Kabinettschef Juraj Nociar abgekanzelt wurden. Die Kohäsionsmilliarde sei die Begleichung einer alten Schuld, bekamen sie von diesem zu hören. Brachte man Vorschläge aufs Tapet, wurden diese als typische Schweizer Rosinenpickerei zurückgewiesen.

Sogar Nussbaumer nervte sich über die Tonalität. «Ich finde, dass die EU gewisse Kooperationsabkommen wie das Forschungsabkommen <Horizon> mit der Schweiz jetzt verhandeln könnte», sagt der Baselbieter. «Dass sie alle Dossiers zusammenhängen, finde ich etwas überdreht.»

Kurzum: Alle diese Reisen haben nichts gebracht, ausser mehr Taggelder für die mitgereisten Parlamentarier. Aber das hilft Aussenminister Cassis auch nicht weiter.



Wissenswertes zu histo-
rischen Brunnen
auf 92 Seiten. Lassen Sie
sich inspirieren!

Kostenlos bestellen per
Tel. +41 (0)71 794 10 35 oder
info@brunnen-skulpturen.ch

Operation Blackout

Die Klimakonferenz in Glasgow hat die fixe Idee gestärkt, der Ausstieg aus der fossilen Energie sei unumgänglich. Die gewaltigen Kosten zeichnen sich bereits ab.

Beat Gygi

An der Klimakonferenz in Glasgow haben die fast 200 Delegationen zwar wenig beschlossen, aber das durch die Uno organisierte Kartell der Regierungen konnte doch in weiten Kreisen, etwa im Finanzsektor, die Auffassung stärken, dass die Staatsgewalt unter dem Motto «Klima» und «Pariser Ziele» fast beliebig in Wirtschaft und Gesellschaft eingreifen könne. 40 000 Mitgereiste dienten zur Bekräftigung der Botschaft. Die Folgen zeigen sich schon im Kleinen. Vorige Woche teilte die Stadt Wetzikon mit, sie erhöhe die Gastarife für die Bezüger auf Anfang 2022 um 66 Prozent. Nötig sei das geworden, nachdem sich in den vergangenen Monaten die Erdgaspreise auf dem Grosshandelsmarkt verdreifacht hätten. Hinzu komme die vom Bund beschlossene Erhöhung der CO₂-Abgabe im Zuge der Energiestrategie 2050. Für ein Einfamilienhaus werde sich der Gasbezug wohl um etwa achtzig Franken pro Monat verteuern.

So spielt halt der Markt, kann man sagen. Die Preise für Erdöl, Erdgas und Kohle, damit verbunden für Strom, ergeben sich aus Angebot und Nachfrage. Die jüngsten Notierungen erinnern an frühere Hochpreisphasen, wenn auch nicht gerade an das Maximum von 2008, als der Ölpreis 140 Dollar pro Fass erreichte (heute gut 80 Dollar). Jetzt ruft die Konjunkturerholung nach der Corona-Krise auf der ganzen Welt nach mehr Energie. Hinzu kommt das kalte Jahr, das die Nachfrage verschärft; viele erwarten einen harten Winter.

Die Kostenwelle rollt an. Was die Weltbank in ihrem jüngsten Rohstoffausblick von Ende Oktober zeigt, ist eine Art Explosions-Skizze: Um die 80 Prozent sind die Rohstoff- und Energiepreise dieses Jahr im Durchschnitt gestiegen. Das dürfte laut Chefökonom Ayhan Kose bis weit ins Jahr 2022 hinein einen Inflationsdruck erzeugen und auf das Wachstum der rohstoffimportierenden Länder drücken – etwa der Schweiz. Der Erdgaspreis hat sich in Europa 2021 fast verfünffacht, Erdöl verteuerte sich um etwa 70 Prozent, Metalle um fast 50 Prozent. Und wer mit Bauen zu tun hat, erhält fast wöchentlich die neuen Preislisten für Baustoffe, die heute je nachdem 20 bis



Rot-grüne Behinderungen: Energieministerin Sommaruga.

60 Prozent mehr kosten als zu Jahresbeginn. Ist das also das altbekannte Spiel der Märkte? Diesmal einfach mit mehr Schwankungen und Reibungen, weil die Corona-Störungen Lieferketten zerrissen, Produktionsanlagen blockiert und Transporte erschwert haben?

Hoffnung als letztes Prinzip

Nein, diesmal ist es anders. In den Preissteigerungen steckt bereits die Klimapolitik à la Pariser Abkommen: der Klimaaktivismus von Politikern und Interessengruppen, die Klimastrategien von Unternehmen, die Klimaregulierung der Bürokraten. Die Wetziker Gaspreiserhöhung ist auch eine Folge der steigenden CO₂-Abgaben des Bundes.

Und an vielen Stellen treiben Massnahmen zur Treibhausgasreduktion die Kosten in die Höhe. Öl- und Gasheizungen werden mehr und mehr verboten, müssen herausgerissen und durch teurere Anlagen ersetzt werden, die nebenbei auch Streit unter Nachbarn provozieren, weil Wärmepumpen laut sind. Steigende Benzin- und Dieselpreise fressen immer mehr

vom Haushaltsbudget weg, die schrittweise gesenkten EU-Normen für den CO₂-Ausstoss von Autos machen Fahrzeuge mit Verbrennungsmotoren vorzeitig zu Schrott, und rot-grüne Behinderungen des Strassenverkehrs machen wertvolle Zeit und gut Laune zunichte.

Es bleibt aber nicht bei nadelstichtartigen Kostensteigerungen. Nein, Klimastrategien, die aufs Verringern der Treibhausgasemissionen auf netto null 2050 oder irgendwann abzielen, sind eine grundsätzliche Bedrohung für Wachstum und Versorgungssicherheit.

Warum? Chris Iggo, Anlagestratege bei der Axa-Versicherungsgruppe, formuliert es diplomatisch – das muss er als Vertreter eines Konzerns auch –, wenn er die Energiepreissteigerungen mit der Energiewende und dem Übergang zu einer kohlenstoffarmen Wirtschaft in Zusammenhang bringt: Erneuerbare Energien, so seine Analyse, seien noch nicht in ausreichender Menge vorhanden, um die vorherrschende Energiequelle zu sein. Wenn die erneuerbaren Energien bereits in der Lage wären, die zusätzliche Nachfrage zu decken,

würden die Preise nicht steigen. Anders gesagt: Die neuen erneuerbaren Energien sind noch viel zu schwach, um der Nachfrage der Wirtschaft zu genügen.

Können denn nicht die traditionellen Energien einfach die Lücke füllen, sodass sich das Angebot der Nachfrage anpasst? Nein, diesmal ist es eben anders. Der explosive Satz bei Iggo lautet: «Auf der Angebotsseite beginnen Investoren, Kapital aus Öl- und Gasunternehmen abzuziehen, um Technologien in erneuerbaren Energien zu finanzieren.» Das heisst: Aus dem fossilen Sektor wird Kapital abgezogen, auch wenn die Welt nach Energie hungert. In die sogenannte schmutzige Industrie wird nicht mehr viel investiert, das Kapital fliesst vielmehr in sogenannte saubere Wind- und Solarenergie.

Fritz Vahrenholt, promovierter Chemiker, Honorarprofessor an der Universität Hamburg und zusammen mit dem Wissenschaftler Sebastian Lüning Autor des Buches «Unerwünschte Wahrheiten» (2020), sagt es so: «Wir haben mittlerweile eine Situation, in der kaum noch neue fossile Vorkommen erschlossen werden.» Die Finanzbranche rühme

«All das bedeutet, dass wir in eine schwere globale Versorgungskrise hineinlaufen.»

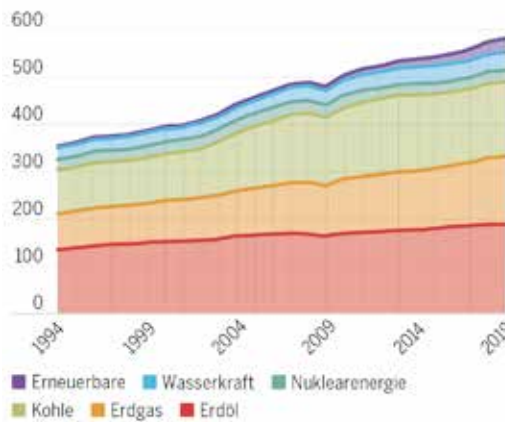
sich vor allem gegenüber der EU-Kommission ja immer wieder damit, dass Öl-, Kohle- und Gasexplorationen nicht mehr gefördert und nicht mehr finanziert würden.

Tatsächlich hat Brüssel nach dem Beschluss, dass die EU bis 2050 klimaneutral werden soll, für die Finanzwirtschaft einen riesigen Katalog (Taxonomie) zur Einstufung von Investitionen und Finanzinstrumenten erstellt. Auf Hunderten von Seiten werden all die Finanztitel aufgelistet und mit einer offiziellen Nachhaltigkeitsbewertung versehen. Die Notengebung reicht von gut (Solar, Wind) bis böse (fossil). Daraus folgen Bestrafungen und Belohnungen beim Zins. Die Schweiz macht mit; es ist nun sogar Aufgabe der Finanzmarktaufsicht Finma, die Klimarisiken in den Bilanzen der Firmen zu beurteilen, zu überwachen und zu regulieren. Anbindung ans Uno-Kartell.

Viele Investoren, so Vahrenholt, richteten sich ebenfalls auf diese Linie aus, das erzeuge Druck auf die Rohstoffkonzerne, sich vom Kohlegeschäft zu distanzieren. Und Shell habe für die Exploration eines neuen Gasfelds von der britischen Regierung keine Genehmigung erhalten, weil das nicht in die Klimapolitik passe. So bewegten sich die privaten Energieunternehmen in die klimapolitisch erwünschte Richtung, weg von den Fossilen, die nun vernachlässigt würden. «All das bedeutet, dass wir in eine richtig schwere globale Versorgungskrise hineinlaufen», sagt Vahrenholt. Klar, staatliche

Fossile Energie stützt die Welt

Weltweiter Primärenergieverbrauch nach Herkunft der Energie (in Exajoules)



QUELLE: BP STATISTICAL REVIEW OF WORLD ENERGY 2020

Die Kostenwelle rollt an.

Anbieter am Erdölmarkt aus Arabien, China, Russland würden noch investieren, der Rest aber nicht mehr.

Die Klimapolitiker wollen nicht, dass der Markt spielt. Also nicht: neue Energien entstehen lassen, die den alten überlegen sind und sie verdrängen, sondern: die Klimapolitik unter dem Motto «Paris» darauf fixieren, das immense fossile Angebot kaputtzumachen, die traditionellen Energieformen zu blockieren. Daneben belässt man es bei der Hoffnung, dass irgendwann Solar und Wind stark werden mögen – der Ausgang ist völlig ungewiss.

Auch Nahrungsmittel werden teurer

Schaut man auf das Gesamtbild, stellt man fest: Das ist ein Irrsinn, den man «Operation Blackout» nennen kann. Die Grafik rechts

oben zeigt den Verbrauch der verschiedenen Energieformen in den letzten 25 Jahren. Erdöl (unterster Streifen) deckt rund einen Drittel der weltweiten Nachfrage, Erdgas (Streifen darüber) etwa einen Viertel. Energie aus Kohle (darüber) macht etwas mehr als einen Viertel aus; die fossilen Formen sind also für etwa neun Zehntel der Weltversorgung verantwortlich. Daneben spielen Kernenergie und Wasserkraft eine gewisse Rolle, und nur der alleroberste dünne Streifen in der Grafik zeigt den Anteil der neuen Energieformen wie Solar, Wind und Biomasse. Diese 5 Prozent sollen, so die Vorstellungen des Klimakartells, innerhalb einer Generation zu 90 Prozent werden: vom dünnen Rinnsal zum reissenden Strom.

Deutschland und die Schweiz wollen sogar noch die Kernkraft abschalten und sich nur noch an den Strohalm Solar/Wind klammern. Jetzt hat der Bund gemerkt, dass damit die Gefahr von Blackouts massiv erhöht wird: Im schlimmeren Fall wäre man in der Schweiz ab 2025 pro Jahr fast fünfzig Stunden ohne Strom, im Extremfall 500 Stunden, mit Rationierungen, Winterloch, Betteln um Importe. Unbeirrt war Simonetta Sommaruga in Glasgow für den Ausstieg aus der Kohle, nur das grosse Entwicklungsland Indien hielt an der Konferenz dagegen.

Vahrenholt fügt an, dass mit Blick auf die fossilen Energien ein zentraler Punkt meistens vergessengehe: Nahrungsmittelpreise seien an den Ölpreis gekoppelt. Dünger, Pflanzenschutzmittel, Treibstoffe für Traktoren und Transport, all das beruhe auf Erdöl. Steige der Ölpreis, würden auch die Nahrungsmittel teurer. «Was die Klimapolitiker in Glasgow taten, ist im Prinzip, dass sie ein Loch in die Suppenteller der Armen in den Entwicklungsländern schlugen.» Es fange bald an, richtig wehzutun.

«Ich will auch später mein Leben selbst in die Hand nehmen.»

Vera Last
Leiterin Financial Accounting
zum selbstbestimmten Leben.

Das letzte bisschen naive Unschuld

Ich hatte mein Leben, die Welt ihres, das war meine Normalität.



Da sitzen wir nun in unseren Städten, in unseren Wohnungen, in unseren Blasen.

Da sind mehrere Begriffe, die dieses Gefühl des Menschen in den Wohlstandszonen der Erde umschreiben, kein oder nur ein gebrochenes Gefühl der Welt gegenüber zu haben. Hannah Arendt nannte es Weltfremdheit, Herbert Marcuse Eindimensionalität, und bei Habermas ist es Verdinglichung. Offenbar stammt diese Gefühlslosigkeit daher, dass der Mensch das Band durchtrennt hat, das ihn einst selbstverständlich mit der Welt verknüpfte. Der Verlust der Welt schien seinen Anfang genommen zu haben, als der Mensch begann, seine Arbeitskraft in einer Industriegesellschaft zu verkaufen, Maschinen ihm die schwere körperliche Arbeit abnahmen, er, losgelöst von der Erde, im Gegenzug dafür allerlei Annehmlichkeiten bekam wie Autos, Fernseher, Ferien, sauberere Hände, weniger Schweiß, dabei aber selbst zu einer Maschine wurde.

Suche nach Linderung

Da sitzen wir nun in unseren Städten, in unseren Wohnungen, in unseren Blasen. Jede Blase eine eigene Welt in der grossen des Planeten, der wiederum nur eine ist im Universum, das vielleicht auch nur eine weitere sein könnte in einer noch grösseren. Zusammengehalten von starken und schwachen Kräften, von physikalischen Gesetzen und von Unerklärlichem, treiben wir durch unsere Zeit, der Zukunft entgegen und dem Vergangenen. Unaufhörlich suchen wir nach uns selbst, dem Besseren,

nach Linderung, nach Erleichterung, nach erhebenden und erhabenen Gefühlen, nach Befriedigung.

Ich habe das alles versucht, eine gute Maschine zu sein im grossen Räderwerk der Welt, bin eingetaucht in all die menschenmöglichen Gefühlswelten, bin auf ihnen getrieben und manchmal fast in ihnen ertrunken, ich habe gelacht, geweint, mir Dinge gekauft, wenn ich traurig war oder ausgehöhlt oder gelangweilt, ich habe die Liebe gesucht, Kinder gezeugt, ich stand in Paradiesen und auf Friedhöfen.

Ich war lange der Überzeugung und bin es im Grunde immer noch, dass eine Existenz ein Leben lang nie endgültig ankommt, und dann stirbt sie. Dass das alles ist, man aber trotzdem eine Menge Spass haben kann. Ich hatte Spass und das Gegenteil davon, wie alle von uns, aber, wie John Wayne einst sagte: «The fun has gone», jedenfalls scheint es gerade so. Da war bis vor zwei Jahren diese Normalität, alles war normal, das Glück, das Leid, die Probleme, das Leben, ich mochte mein kleines Land vor allem in der Unendlichkeit seiner Berge, ich war dankbar um das Staatswesen ab und an, auch wenn der Staat uns zusehends mit jederzeit melkbaren Cashcows verwechselte.

Ich lebte ein paar Zentimeter losgelöst von der Erde, manchmal mehr, weniger nie. Das Gefühl war, dass die Welt sich dreht, ich mich auch, aber jeder auf seiner eigenen Umlaufbahn. Manchmal kreuzten wir uns, oft nicht, aber es spielte keine Rolle. Ich hatte

mein Leben, die Welt ihres, das war meine Normalität.

Zu viel passiert

So langsam dämmert mir, dass es das nie mehr geben wird, diese Normalität, die so gut funktionierte, weil wir in ihr ignorant waren gegenüber dem Weltenlauf, weil wir naiv waren, einfach glaubten und die Vergänglichkeit ausblendeten, weil wir verdrängten, dass wir im Grunde kollektiv gedankenlos die mäandrierende Perversion eines absurden Überflusses an Waren und auch Möglichkeiten von allem lebten, unentwegt gesättigt wurden und trotzdem hungrig blieben. Und wenn uns dann und wann trotzdem übel wurde, sehnten wir uns nach einem einfachen, gesunden Leben mit nicht viel mehr als Zeit, Sonne, einem Garten mit Zitrusfrüchten und einem Abendessen mit Weisswein und Fisch, aber irgendwie schien der Weg zu dieser Einfachheit ein komplizierter, und so blieben wir.

Nach Lage der Dinge war's das mit der Normalität von einst, wir werden nie mehr dahin zurückkehren können, zu viel passiert, *the fun has gone*, das letzte bisschen naive Unschuld auch. Und da sind wir, wir wissen, dass es weitergeht, aber wir wissen noch weniger als je zuvor, wie. Die Blasen des Daseins werden platzen, früher oder später, und dann stehen wir da, planlos, weltentfremdet, eindimensional und verdinglicht immer noch. Und das ist die Chance auf neue Gefühlswelten der Welt gegenüber.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ oder 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'356'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 905'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 572'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistadelssole.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8102 **Unterschönenbuch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'073'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert !



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'404'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per **Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
 **SVIT Immobilien-Messe in Zürich**
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand September 2021

Quereinsteiger Grünenfelder

In einem fast zweiseitigen Interview stellt die *Neue Zürcher Zeitung* einen «Verfechter der liberalen Sache» vor. Der auffallend prominent herausgestrichene Fechtmeister auf liberalem Boden heisst Peter Grünenfelder und amtiert als Direktor der Denkfabrik *Avenir Suisse*. Interessanterweise äussert sich der frühere freisinnige Staatsschreiber des Kantons Aargau in der *NZZ* ausschliesslich zum Kanton Zürich. Dabei übt er deutliche Kritik an der rot-grün beherrschten Stadt Zürich, in der er wohnt und arbeitet. Kürzlich referierte Grünenfelder auch vor der FDP Zürich zum Thema «Liberaler Reformbedarf in den Städten».

Traditionelle Doppelvertretung

Die *NZZ* pflegt engste Beziehungen zu *Avenir Suisse*, seit es diese gibt. Die *NZZ* pflegt aber auch engste Beziehungen zur FDP, seit es diese gibt. Sowohl die Partei wie auch die *NZZ* wollen die 2019 verlorene traditionelle freisinnige Doppelvertretung im Zürcher Regierungsrat zurückerobern. Neben der Baudirektorin



Zur rechten Zeit:
Kandidat Grünenfelder.

Carmen Walker Späh muss für 2023 ein Mann als Kandidat gekürt werden. Mit seinem wohlterminierten *NZZ*-Interview dürfte Peter Grünenfelder seinen Hut in den Ring geworfen haben.

Weder in der Nationalrats- noch in der Kantonsratsfraktion sieht der Freisinn offenbar Anwärter, die willig und obendrein erfolgversprechend wären. Da käme der smarte Quereinsteiger Peter Grünenfelder als Regierungsratskandidat gerade recht. Er war einst Ehemann der Zürcher FDP-Nationalrätin Regine Sauter. Diese wiederum verspürt Lust, als Nachfolgerin von Ruedi Noser für den Ständerat zu kandidieren.

Christoph Mörgele

PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Hartmann, Bäumle, Stress, Stocker, Friedman, Ocasio-Cortez, Sturgeon, al-Gaddafi



Rapper ohne Publikum: Stress.



Softdrink in Glasgow: Ocasio-Cortez.

Simonetta Sommaruga, Grossmutter, macht sich Sorgen um die Zukunft. Als der *Sonntagsblick* sie fragte, ob es ihr keine Sorgen mache, dass die Einhaltung des 1,5-Grad-Ziels schwieriger werde, gab sie folgende Antwort: «Doch, natürlich. Meine Grosskinder werden – im besten Fall – das Jahr 2100 noch erleben. Dann wird die Erde eine andere sein.» Grosskinder? Bis heute gingen wir davon aus, dass Sommaruga keine eigenen Kinder hat. Vermutlich meinte sie die Enkel ihres Lebenspartners, des Schriftstellers **Lukas Hartmann**. (*hmo*)

Martin Bäumle, Corona-Experte, war kürzlich bei *Tele Züri* an einer Debatte über das Covid-19-Gesetz, über das wir am 28. November abstimmen. Der Sender blendete als Einordnung seiner Person den Satz ein, Bäumle befasse sich in wissenschaftlicher Hinsicht mit der Pandemie. Das sollte ihn wohl glaubwürdiger erscheinen lassen. Der Zürcher Grünliberale preschte vor einigen Monaten zwar tatsächlich mit Messungen der Luftqualität im Bundeshaus vor, um sicherzugehen, dass er sich dort nicht mit Corona anstecken würde. Das sorgte aber vor allem für Heiterkeit. Wirklich ernst genommen hat Bäumle wohl nur der *Tages-Anzeiger*, der einen ellenlangen Artikel über die damaligen Messungen brachte. Das macht den grünliberalen, sympathischen Atmosphärenwissenschaftler aber noch nicht zum grossen Corona-Sachverständigen. (*hmo*)

Stress, Hass-Experte, ärgerte sich über die Impfskeptiker. Die Konzerte im Rahmen der «Back on Tour»-Impfwoche waren schlecht besucht, weil sich die Gegner die Gratistickets weggeschnappt hatten. Trotzdem ist der Frust des Rappers nur schwer nachvollziehbar. Immerhin kassierte der Westschweizer mit den

kurzen Gigs und wenigen Liedern eine Stange Geld. Wie viel genau, will das Bundesamt für Gesundheit partout nicht preisgeben. Die Stars der Konzerte beklagten sich im *Sonntagsblick* auch über den angeblichen Hass, den die Kritiker der Corona-Politik gegen sie verbreiten würden. Hier könnten sie sich vertrauensvoll an ihren Kollegen Stress wenden. Zu Bekanntheit gelangte er nicht zuletzt wegen seines Songs «Fuck Blocher» – nicht unbedingt eine Hymne auf das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Meinungen. (*odm*)

Ernst Stocker, Steuervogt, sagte im Zürcher Kantonsrat, er habe «leider keine guten Argumente für eine Steuersenkung». Da kann man dem SVP-Exekutivpolitiker und Finanzdirektor nur mit dem Wirtschaftsnobelpreisträger **Milton Friedman** entgegnen: «Ich bin für Steuersenkungen unter allen Umständen, unter jedem Vorwand, mit jeder Begründung, wann immer es möglich ist.» (*fsc*)

Alexandria Ocasio-Cortez, Krawallnudel, förderte ein schottisches Nationalgetränk – nicht Whisky, sondern die Kraftbrause *Irn-Bru*. Als die linke demokratische US-Kongressabgeordnete am Rande der Glasgower Klimakonferenz beobachtet wurde, wie sie mit Schottlands Regierungschefin **Nicola Sturgeon** den grell orangefarbenen Softdrink genoss, schossen die Verkaufszahlen in die Höhe. (*ky*)

Saif al-Islam al-Gaddafi, Erbe, will in die Fussstapfen seines Vaters treten. Der Sohn des libyschen Ex-Diktators hat sich zum ersten Mal in zehn Jahren wieder in der Öffentlichkeit gezeigt, um sich für die Präsidentschaftswahlen im Dezember registrieren zu lassen. Beobachter räumen ihm durchaus Chancen ein. (*ky*)



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website. Ab 1. Dezember.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

MÖRGELI

Kunstmuseum oder Gedenkstätte

Der Vorwurf des *Tages-Anzeigers* gegen die beiden Politikerinnen ist happig: Corine Mauch und Jacqueline Fehr (beide SP) trügen die Verantwortung für das «PR-Desaster», den «kolossalen strategischen Fehler». Gemeint ist die Ausstellung der Bilder von Emil Bührle im Erweiterungsbau des Zürcher Kunsthhauses. Dabei haben sich die Genossinnen bei der Eröffnung im Glanz der bedeutendsten Sammlung von Impressionisten ausserhalb von Paris gesonnt. Selbst die Vernissage diente ihnen weniger der Darstellung der Kunst als der Kunst der Selbstdarstellung.

Nun hagelt es Vorwürfe wegen Raub- oder Fluchtkunst. Dabei ist die Herkunft jedes einzelnen Bildes längst geklärt. Entweder baut man ein Kunstmuseum oder aber eine Gedenkstätte für die Opfer der nationalsozialistischen Politik. Fürs Kunstmuseum ist Zürich die richtige Adresse, für eine NS-Gedenkstätte nicht. Selbstverständlich hat Emil Bührle in Oerlikon keine Zuckerwatte produziert. Sondern Waffen. Seine Zwanzig-Millimeter-Kanone schaffte tausend Schuss pro Minute. Sie wurde zum Exportschlager und zum Schrecken für Flugzeuge und Kriegsschiffe.

In den dreissiger Jahren belieferte Bührle vor allem Grossbritannien, Frankreich und die USA. Der Bundesrat verlangte von ihm, auch Nazideutschland zu berücksichtigen. Von Juni 1940 bis September 1944 handelte er nur mit den Achsenmächten. Bührle sorgte als umsichtiger Unternehmer gut für seine Angestellten. Er bot vielen Tausenden Arbeit und Verdienst. Auch SP-Politiker wie Robert Grimm forderten in jenen Kriegsjahren Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Die historischen Scharfrichter Jakob Tanner und Georg Kreis skandalisieren jetzt das Zürcher Kunsthhaus, als handle es sich um den Berliner Führerbunker. Dabei unterschied der geniale Bührle Kunst von Krempel. Gewiss, Bührle wurde mit Waffen reich. Doch die wahren Reichen sind jene Künstler, die jetzt ihr ganzes Glück im Museum mit uns teilen. Emil Bührle machte Zürich reich an Kunst. Die lärmenden Kritiker bringen höchstens das Kunststück fertig, die Kunst Stück für Stück ärmer zu machen.

Christoph Mörgeli

Oben-ohne-Partei

Die CDU meldet sich ab. Falls die SPD keine Regierung bilden kann, fehlt ihr ein geeigneter Kanzler-Kandidat.

Wolfgang Koydl

Viel dringt nicht aus den Koalitions-gesprächen in Deutschland an die Öffentlichkeit. Doch in den letzten Tagen gab es Risse im Panzer der Verschwiegenheit, mit dem die Ampel-Partner SPD, Grüne und FDP ihre Verhandlungen umgeben.

Offensichtlich knirscht und ächzt es doch vernehmlich. Nach den Flitterwochen der ersten Tage gibt es Streit unter den Turteltauben. Ein anonymen Liberaler will unter den Grünen «Leute von einem anderen Planeten» ausgemacht haben. Die Grünen wiederum sollen in einem Trotzanfall erzürnt aus einer Runde gestürmt sein, weil sie nicht den ganzen Kuchen bekamen. Und Kanzlerkandidat Scholz tut, was er am besten kann: nichts. Er schweigt.

Die vielbeschworene Ampel-Regierung ist also noch nicht in trockenen Tüchern. Grünen-Chef Robert Habeck hat bereits mit einem Abbruch der Verhandlungen gedroht, und weitere Hürden stehen bevor: Drei Parteitage müssen einem ausgehandelten Koalitionspapier zustimmen. Am Schluss wählt der Bundestag den Kanzler.

Spielen im Sandkasten

Was aber, wenn die Ampel scheitert? Dann ist wieder Jamaika im Gespräch, der schwarz-grün-gelbe Bund aus Union, Grünen und der FDP. Es ist noch gar nicht lange her, da hatte Armin Laschet – erinnert sich noch jemand – diese Koalition als perfekte Zukunftsregierung angepriesen. Wohlan denn, reden wir über Jamaika.

Nur: Mit wem? Wer soll auf Unionsseite die Verhandlungen führen – immerhin als führende Partei, die am Ende den Kanzler stellt? Laschet, der gescheiterte und von den eigenen Leuten im Rekordtempo demontierte, desavouierte, diskreditierte Spitzenkandidat? Oder einer der drei angegrauten Herren, die ihn als CDU-Chef beerben wollen? Aber die sind noch gar nicht gewählt. Kommt Markus Söder, der apokalyptische Corona-Reiter, nach Berlin galoppiert? Oder verlässt man sich auf Ur-Mutter Angela?

Die traurige Wahrheit ist, dass es der Union egal ist. Sie nimmt das Szenario Jamaika gar

nicht mehr ernst. Die Partei, die sich stets selbstverständlich als natürliche Regierung empfand, hat sich aus ihrer staatsbürgerlichen Verantwortung abgemeldet. Geht uns nichts an. Macht ihr mal. Wir haben keinen Bock. Sie ist zur schlafmützigen Ohnemichel-Partei geworden.

Im Land wütet eine Pandemie, an den EU-Aussengrenzen drängen Migrant*innen ins Land, Inflationsängste flackern auf, und sogar von Krieg wird geredet. Und die CDU? Spielt im Sandkasten mit Förmchen und sucht sich in aller Ruhe einen Leader – wobei keiner der drei Kandidaten offensichtliche Führungsqualitäten aufweist. Wie viel will diese Partei, die Deutschland einmal geprägt hat wie keine andere, dem Land und seinen Bürgern noch zumuten?

Aber vielleicht ist es ganz gut, dass sie sich selbst abmeldet. Dann schafft sie Platz für eine neue, starke bürgerliche Kraft.



Brandsatz gegen Sommaruga und Gantner

Endlich: Axpo-Chef Christoph Brand stellt einen sensationellen Winterloch-Rechner ins Netz.



Schneller ökologischer Umbau bedeutet nichts anderes als rasche Elektrifizierung. Die zentralen Felder: Elektroautos ersetzen Verbrenner; Luftwärmepumpen Öl- und Gasheizungen. Die Industrie mit dem grössten Energieverbraucher der Schweiz – die Lonza – stellt auf Strom aus neuen erneuerbaren Energien um.

Man kann heute Omeletten ohne Eier braten. Aber ohne Freiflächen nicht genügend neuen erneuerbaren Strom mit Wind und Sonne produzieren. Nach dem Abbruch des Rahmenabkommens – und somit ohne Aussicht auf ein Stromabkommen – müssen wir das schon selbst machen.

Fredy Gantner und Simonetta Sommaruga versuchen gemeinsam, uns Sand in die Augen zu streuen. Sie leugnen das gigantische Winterstromloch, das sich so oder so auftut. Ihre Scheinrezepte: Atomkraftwerke sollen länger laufen. Neue Gaskraftwerke müssen erstellt werden. Und zu teure Staumauern.

Dabei stehen bereits drei Elefanten im Wohnzimmer Schweiz:

Elefant 1 — Hackerinnen und Hacker legen nächstens die weitgehend ungeschützten Stromnetze einzelner Schweizer Verteiler lahm.

Elefant 2 — National und international brechen die Höchstspannungsnetze zusammen. Weil sie gehackt werden oder weil Dunkelflauten und AKW-Pannen die Netze lahmlegen.

Elefant 3 — Unternehmen und Haushalte müssen den Stromverbrauch um 30 Prozent reduzieren, weil es im Winter auf dem Strommarkt zu wenige Kilowattstunden gibt, die man importieren könnte.

Auf diese Fragen müsste das No-Power-Duo Sommaruga und Gantner mit seinem Diener *Täppeli*, Rudolf Strahm, antworten.

Zwischenstand letzte Woche: Das AKW Leibstadt ist immer noch in Revision. Notabstimmung des AKW Gösgen, und niemand weiss vorerst, warum. Rückbau in Mühleberg.

Als Erster läutet jetzt Axpo-Chef Christoph Brand die Alarmglocke. Für ihn beträgt das Winterloch irgendwo um die 25 Milliarden Kilowattstunden. Sensationell ist der von der Axpo aufgeschaltete Winterstromloch-Rechner (powerswitcher.axpo.com). Er macht klar, dass uns Gantner und Sommaruga faustdick anlügen.

Die Herren Grossen, Nordmann und Glättli gehören leider ebenfalls zur Gilde der Fusskranken. Sie wollen eine neue Landwirtschaftspolitik installieren, damit die Schweiz zu viel Geld für den ökologischen Umbau ausgibt. Und zu spät klimaneutral wird. Doppelter rot-grüner Kollateralschaden.

Panik auf der Titanic. Die SP ist auf 15,9 Prozent der Stimmen abgesackt. Ein neuer, 200 Milliarden teurer Klimafonds soll bis 2050 den ökologischen Umbau verzögern und verteuern. Dabei ist schneller Klimaschutz der beste Landwirtschaftsschutz.

Tiefflieger bis 2025: Wir sollten sofort alle Schweizer Unternehmen und Quartiere der Schweiz mit dieselbetriebenen Notstromaggregaten ausrüsten. Es muss möglich sein, jede Einheit vom Netz zu nehmen, damit wir diese autonom betreiben können. Das ist hundert Mal wichtiger als neue Tarnkappenbomber und kostet erst noch weniger. Und wir wären nicht mehr erpressbar.

Höhenflieger ab 2025: Der technische Fortschritt im Bereich der Fotovoltaik ist atemberaubend. Bereits 2025 werden die Solarzellen absehbar 25 Prozent des Sonnenlichts in Strom umwandeln. Dank immer billigeren und umweltfreundlicheren Batterien ist das Tag-Nacht-Problem locker lösbar. Weniger als 2 Prozent Freiflächenanlagen in den fünf Alpenkantonen Wallis, Berner Oberland, Uri, Tessin und Graubünden reichen aus, um das 25-Milliarden-Winterloch umweltfreundlich zu stopfen.

Wer das Problem Winterloch bis 2032 mit bifazialen, alpinen Solarfeldern lösen will, muss jedes Jahr 3,5 Milliarden Zubau von Winterstrom technologieneutral mit maximal 40 Rappen pro produzierter Kilowattstunde Winterstrom subventionieren.

Kein Problem: 2025 wird man pro Kilowattleistung samt Batterie nicht mehr als 1000 Franken bezahlen. Damit kann man 900 kWh spottbilligen Winterstrom produzieren. Die Folge: Niemand mehr würde die Dächer von Zürich mit ineffizienten Solaranlagen vollpflastern. Niemand mehr würde planen, auf dem Üetliberg Windräder zu installieren. Niemand mehr würde von Mini-AKW-*Bömbeli* träumen.

Richtig eingesetzt, reichen die vorhandenen Fördermittel aus. Die angebliche Denkfabrik Avenir Suisse wollte die peripheren Regionen der Schweiz einst entvölkern und verstauben lassen. Sie müsste sie mit zum Blühen bringen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Herrschaft ohne Hemmung

Die Corona-Massnahmen haben die Schweiz tiefgreifender verändert, als es den Anschein macht. Machtballung bei gleichzeitigem Blindflug sind Kernelemente der neuen Politik.

Christoph Mörgeli



Zunehmend ein ungutes Gefühl.

Wer für Selbstbestimmung und Bürgerfreiheit plädiert, hat Mühe mit der gegenwärtigen obrigkeitshörigen Covid-Politik. Auch viele freiheitlich Gesinnte, die regelmässig ihr Zertifikat zücken und sich unter lauter Zertifizierten befinden, beschleicht ein zunehmend ungutes Gefühl. Ihnen ist unbehaglich zumute im Wissen darum, dass Unzertifizierte vom Besuch von Restaurants, Konzerten oder Fussballstadien ausgeschlossen sind. Auch Hotelübernachtungen und Auslandsreisen sind diesen verwehrt. Wenn nun sogar die Kirchen ihre Türen ausschliesslich uns Zertifizierten öffnen, fällt dies auf die Pfarrherrlichen selbst zurück und äussert sich in noch mehr Kirchaustritten. Wer von Privateinladungen hört, an denen auf Drängen eines Gastes ernsthaft erwogen wird, einen Ungeimpften an einem separaten Tisch zu isolieren, schluckt merklich leer. Was kommt noch alles auf uns zu? Endet der Wahnsinn der Pandemie irgendwann, oder bleibt er dauerhaft bestehen?

Unser Gefühl wäre besser, wenn wir den Eindruck hätten, dass die politisch Verantwortlichen aller Ebenen wirklich wüssten, was sie tun. Und wenn sie in der Lage wären, dies auch

verständlich und präzise zu formulieren, statt sich in ausschweifenden Phrasen zu verlieren. Doch anstelle eines zielsicheren Punktfeuers der Massnahmen erleben wir ein behördliches Flächenfeuer auf die Impfwilligen. Wenn die Regierung alles und jedes zur Gefahrenzone erklärt, macht sie es sich einfach, verschafft sich mehr Macht, erhöht aber auch die Gefahr des Missbrauchs und der allgemeinen Misstimmung. Seit Ausbruch der Pandemie befinden sich unsere Gesundheitsverantwortlichen in einem Blindflug. Sie werden allzu oft von «Unvorhergesehenem» wie neuen Virusvarianten überrascht, weil sie einen geordneten Führungsrhythmus nicht zu kennen scheinen. Da vorbehaltene Entschlüsse fehlen, zeigen sich Bund und Kantone immer wieder überfordert von angeblich unerwarteten Entwicklungen.

Zertifiziert ohne Impfschutz

Zugegeben, zuweilen kommt zum Unvermögen Pech hinzu: Wer hätte gedacht, dass unmittelbar vor der «Impfwoche» mit dem Ziel, Ungeimpfte zu impfen, die dritte Impfung durch Swissmedic freigegeben würde? Mit der Folge, dass Senioren, deren zwei Impfungen seit ei-

niger Zeit ihre Wirkung verloren haben, die Impfstationen stürmten. Genau sie – nicht die jüngeren Ungeimpften – sind gegenwärtig die meistgefährdete Personengruppe. Und genau sie spazierte in den letzten Monaten zertifiziert herum, glaubte sich sicher und hatten in Wirklichkeit den Impfschutz längst verloren. Die Schreckensmeldungen über «Impfdurchbrüche» mehrten sich seit dem Spätsommer in beunruhigendem Mass – wenn auch von den behördlichen Informanten mit Schalldämpfer kommuniziert.

Immerhin sind in den verbleibenden Tagen vor der Volksabstimmung vom 28. November über das Covid-Gesetz in der Schweiz im Gegensatz zu den Nachbarländern keine Verschärfungen der Massnahmen zu erwarten. Zusätzliche Schikanen gegen die Ungeimpften dürften für den Bundesrat gegenwärtig kaum in Frage kommen. Doch selbst diese Zurückhaltung weckt ein ungutes Gefühl. Denn die Landesregierung will dieses heissumstrittene und darum umso prestigeträchtigere Covid-Gesetz an der Urne unbedingt durchbringen. Darum lässt sie sich weniger von der epidemiologischen Notwendigkeit oder von der Situation auf den Notfallstationen der Spitäler, ja nicht einmal von den Todesfällen leiten. Sondern einzig und allein von der politischen Opportunität, am Abstimmungssonntag möglichst glanzvoll dazustehen. Und da wäre beispielsweise ein Lockdown für die Ungeimpften äusserst kontraproduktiv.

Dauerübergreif auf Privatsphäre

Erinnern wir uns an die ersten Verlautbarungen der Covid-Pandemie? «Testen, testen, testen!», lautete der ministerielle Gruppenruf in den ersten Monaten des Jahres 2020, untermalt mit dem Refrain «Abstand, Abstand, Abstand!». Als dann nach ungebührlicher Verspätung die Gesichtsmasken endlich in genügender Menge herbeigeschafft waren, wurde befohlen: «Masken, Masken, Masken!» Als Anfang 2021 millionenfach Dosen von Vakzinen eintrafen, die im grenzwertigen Eilverfahren hergestellt und bewilligt wurden, hiess die Bürgerpflicht neu «Impfen, impfen, impfen!», mit der Zu-

satzforderung «Zertifizieren, Daten erfassen, speichern!». Jetzt, da die versprochene Wirkung der eiligen Spritzerei schon arg nachgelassen hat und sich die Zertifikatspflicht nicht unbedingt als «Königsweg» aus der Pandemie erweist, hält die Politik nicht inne und reflektiert. Nein, Bern bläst zur Steigerung: «Boostern, boostern, boostern!» Und verspricht die Booster-Impfung für Jüngere frühestens auf Ende November.

Weil zurzeit bereits mehr Geimpfte sterben als Ungeimpfte, fordern erste Kantonsärzte erneut «Masken, Masken, Masken!», auch am Arbeitsplatz, einfach überall. Bald werden wieder die alten Kommandos «Testen, testen, testen!» und «Abstand, Abstand, Abstand!» durchgesagt. Im Verlauf des nächsten Jahres dürften viele Hunderttausende wohl einen ihrer Oberarme für den angeblich ultimativ rettenden «Superbooster» freimachen. Diese gemeinsame Abhängigkeit von der Nadel stimmt liberale Zeitgenossen allerdings nachdenklich. So lächerlich und widersprüchlich viele staatliche Anordnungen sind, zum Lachen sind sie nicht. Sie tragen ganz offensichtlich nicht im gewünschten Mass zur Bewältigung der Covid-Pandemie bei. Wenn der deutsche Starvirologe Christian Drosten sagt, «wir sind schlimmer dran als vor einem Jahr», bedeutet dies eine eigentliche Bankrotterklärung der staat-

lichen Massnahmen. Diese entfalten aber Effekte, die mit «Spaltung der Gesellschaft» nur unzureichend beschrieben werden.

Was vor eineinhalb Jahren als kurzzeitiger notfallmässiger Durchgriff zur Abwendung eines befürchteten Massensterbens noch gerechtfertigt werden konnte, hat sich über die vielen Monate zum Dauerübergriff auf private Sphären verfestigt. Man muss es sagen: Das schweizerische Staatswesen, das sich freiheitlich und demokratisch nennt, wurde in sein Gegenteil verkehrt. Mittlerweile demonstriert eine kaum gezügelte Obrigkeit offen ihre Bereitschaft zu knallharter Machtausübung, zu umfassender Kontrolle und Herrschaft ohne Hemmung. Manche von uns geimpften, mitlaufenden Menschen offenbaren bereits totalitäre Züge, die erschrecken. Und die versprengten, impfkritischen Individuen finden keine Mittel mehr, ihre verfassungsmässigen Rechte wahrzunehmen.

Hatz auf Ungeimpfte

Die staatspolitische Revolution von oben kann, so ist zu befürchten, nicht mehr rückgängig gemacht werden. Sie wirkt vielmehr modellbildend, wenn Verwaltung und Bundesrat Massnahmen durchsetzen wollen. Ebenso beklemmend ist die abrupte Veränderung der

Gesellschaft, die in Wirklichkeit nicht einfach in zwei Gruppen «gespalten» ist, sondern geschichtet in eine Mehrheit, die mit den Inhabern der Macht marschiert und verbal auf die Minderheit der Kritiker dieser neuen Staatsarroganz spuckt. Was in den sozialen Medien an Hass und Hatz auf Ungeimpfte und Zertifikatsgegner niederprasselt, stellt manche Covid-Verschwörungstheorie in den Schatten: Applaus

Säuselnde Prediger einer inklusiven Gesellschaft entpuppen sich als brutale Ausgrenzer.

für Boykottaufrufe und Sündenbocktheorien, Beschimpfungen, Beschuldigungen. Säuselnde Prediger einer inklusiven Gesellschaft entpuppen sich als brutale Ausgrenzer.

Die offizielle Politik hat noch kein Wörtchen des Verständnisses geäussert für Menschen, die sich keine Vakzine spritzen lassen wollen. Im Gegenteil: Die 3-G- und vielleicht baldigen 2-G-Befehle zementieren die Separation der Gesellschaft in gute Behördentreue und dumme, quere Ignoranten, mit denen man nicht spricht, die man isoliert und aus- oder einsperrt. Bürger, die sich nicht beugen, müssen zu Hause bleiben.

 Crypto Assets

IHRE KRYPTOS SOFORT BEREIT

Traden Sie mehr als 20 verschiedene Kryptos ganz einfach mit Swissquote.

[swissquote.com/crypto](https://www.swissquote.com/crypto)

 Swissquote



Riechen heisst wissen

Seit bald zwei Jahren tragen wir Masken.
Dabei ist die Nase unser wichtigstes Sinnesorgan.

Wolfgang Koydl

Zu allen Zeiten haben Dichter Schönheit und Geheimnis der Augen besungen, und als Ohrenschmaus wurde ihre Lyrik oft vertont. Doch über die Nase ist die Kunst, nun ja, naserümpfend hinweggegangen. Ob Zwerg Nase, Cyrano de Bergerac oder in Gogols Grotoske – in der Literatur ist sie entweder hässlich oder lächerlich.

Zu Unrecht. Riechen ist der beste unserer fünf Sinne – 6 Millionen Riechzellen und 400 Rezeptortypen stehen magere vier Rezeptoren für die Augen gegenüber. Mindestens achtzig Millionen Gerüche kann der Mensch erkennen; die Obergrenze könnte bei einer Billion liegen. Das macht uns zwar nicht zu den besten Riechern im Tierreich, ist aber gleichwohl recht beeindruckend.

Die Rezeptoren liegen nicht nur in der Nase und im Gaumen, sondern auch auf der Haut und sogar in inneren Organen. So heilen Schürfwunden schneller bei Sandelholzduft, und Nieren «erschnuppeln» an Darmbakterien, ob eine schwere Mahlzeit verdaut werden muss, und senken entsprechend den Blutdruck. Dass auch Hoden riechen können, versteht sich fast von selbst: Die dort produzierten Spermien folgen schliesslich ihrer Nase zur Eizelle.

Die ältesten Teile des Gehirns

Zugleich ist der Geruchssinn aber auch der primitivste unserer Sinne, gleichsam der ungebildete Prolet. Er hält sich nicht lange mit Analysen auf, sondern entscheidet blitzschnell zwischen gut und schlecht: Entweder ist dieses Essen verfault und nicht geniessbar, oder es riecht lecker und verführerisch.

Dass der Geruchssinn so unkompliziert ist, liegt daran, dass Gerüche direkt an die Amygdala und den Hippocampus geleitet werden, die ältesten Teile unseres Gehirns. Hier befinden sich die Emotionen und das Erinnerungsvermögen. Die Nase erspart sich den Umweg über das moderne Zwischenhirn, das die von Ohren, Augen oder der Haut eintreffenden Sinneseindrücke testet, überprüft und beurteilt. Die Unmittelbarkeit ist der Grund, weshalb nichts schneller die Türen zu verschütteten Erinnerungen öff-

net als ein Geruch – für Marcel Proust waren es die in den Tee getunkten Madeleines; aber jeder von uns hat seinen eigenen Kindheitsgeruch.

«Deine Nase ist skeptisch und pessimistisch», schreibt die amerikanische Wissenschaftsjournalistin Jude Stewart in ihrem neuen Buch über den Geruchssinn. «Unbekannte Gerüche werden so lange als schlecht eingeordnet, wie sie nicht ausdrücklich das Gegenteil beweisen können.»

Bis heute weiss die Wissenschaft nicht genau, wie wir eigentlich riechen. Die Ge-



Nichts trifft uns so wie ein Geruch.

ruchsrezeptoren wurden erst 1991 entdeckt, aber wie und warum Geruchsmoleküle an bestimmte Rezeptoren andocken, ist weiterhin ein Rätsel. Dazu kommt, dass Riechen, anders als Sehen und Hören, chaotisch und nicht zu katalogisieren ist. Licht und Töne sind durch Wellenlängen messbar. Geruch schwebt irgendwie durch die Luft. Deshalb wird man wohl auch nicht so schnell den Duft eines Parfums oder eines frischgebackenen Brotes per E-Mail oder Whatsapp versenden können.

Das macht den Geruch zum intimsten und persönlichsten unserer Sinne. Zum einen ist

dies ganz banal eine Frage der Distanz. Wir können viel weiter sehen oder hören, als wir riechen können. Der Quelle eines Duftes oder Gestanks müssen wir recht nahe kommen, auch wenn wir glauben, ein Geruch wehe von weitem zu uns her.

Inspiration für Geheimdienste

Noch intimer wird es bei der Frage, ob wir einen anderen Menschen riechen können – was buchstäblich zu verstehen ist. Dabei sind es nicht Chanel N°5 oder die verzehrten Knoblauchgarnelen, die uns anlocken oder abstossen. Dies sind die beiden oberen Schichten menschlichen Geruchs. Die Basisnote ist der Grundgeruch, der für jeden Menschen so einzigartig ist wie ein Fingerabdruck. An ihm erkennen wir, ob sich ein möglicher Partner hinreichend genetisch von uns unterscheidet, um mit ihm Nachwuchs zu zeugen.

Die Unverwechselbarkeit des persönlichen Geruchs hat auch Geheimdienste inspiriert. In der DDR schnitt die Stasi Stofffetzen aus den Stühlen in Verhörzellen, um eine Datenbank von Körpergerüchen anzulegen. Allerdings ist nicht sicher, ob der Stoff nicht eher den Geruch der Angst eingefangen hat, den die Delinquenten ausströmten. Denn nicht nur Raubtiere können an den Ausdünstungen erkennen, wie sich ein Gegenüber fühlt. Unbewusst haben auch Menschen diese Fähigkeit.

In den Kinderschuhen steckt zudem ein weiteres Element der Riechforschung: die Erkennung von Krankheiten. Schon jetzt können Hunde von Corona bis Krebs alle möglichen Leiden erschnüffeln. Typhus riecht nach frischem Brot, Tuberkulose nach abgestandenem Bier, die Pest nach überreifen Äpfeln. Aber eine Systematisierung und praktische Anwendung von Schnupperdiagnosen gibt es nicht.

Wie ungerecht es ist, dass die Wissenschaft die Nase lange Zeit als leicht anrücklich behandelt hat, zeigt allein der Name unserer Spezies: Homo sapiens leitet sich vom Lateinischen *sapere* ab – und das bedeutet nicht nur «wissen», sondern auch «riechen».

Sie ist das letzte Universalgenie

Jetzt erhielt die SP-Nationalrätin Jacqueline Badran vom Schweizer Fernsehen auch noch eine Geburtstagsendung. Es ist nicht das einzige Geschenk vom Leutschenbach.

Christoph Mörgeli

Man muss es gesehen haben: Jedes Mal, wenn Jacqueline Badran die Empfangsräume, die Schminkezimmer und die Studios des Schweizer Fernsehens betritt, herrscht nichts als Freude und Jubel. Die Sozialdemokratin geniesst beim SRF-Personal den Status eines Popstars von nebenan. Man kennt sich. Man umarmt sich. Man duzt sich. Demgegenüber ist die Distanz der Fernsehschaffenden zu den Bürgerlichen mit Händen zu greifen. Doch bei Badran sind mittlerweile sämtliche Dämme der Zuneigung gebrochen. Es gibt kaum mehr ein Sendegefäss, das sich schimpfen müsste, ohne sie auszukommen.

Pünktlich zu ihrem sechzigsten Geburtstag durfte die Stadtzürcherin in der Doku-Serie «Geboren am...» glänzen. «Sie ist eine Politikerin, die immer wieder überraschen kann.» Dabei überrascht Badran mit ihrem Stimmverhalten auf der äusseren Linken etwa gleich wie die Nein-Parole der Freiheits-Trychler zum Covid-Gesetz. Doch ihre Lieblingsfarbe ist dennoch nicht Dunkelrot: «Mein Schlafzimmer ist total hellrosa», klärt uns Badran auf. Wer will das so genau wissen? Sie gibt auch weitere autobiografische Details preis: «Ich war als Bub geplant.» Kann man sich gut vorstellen. Eher unvermutet folgt diese Selbstdeklaration: «Ich bin ein ausgesprochen netter Mensch», «sehr harmoniebedürftig», eine Liebhaberin der «Eintracht». Dazu ertönt im Hintergrund die offiziöse Version des Staatsfernsehens: «Sie sucht, was andere gerne meiden: den Konsens.»

Rempeln gegen Türsteher

Badran, Schweizer Meisterin im Brückenbau, ungekrönte Königin des Konsenses? Man darf sich wundern. Die selbsternannte «Nette» ist nämlich Erfinderin von so konsensualen Ausdrücken wie «Huere fucking Glarner» oder «Es schiisst mich aa». Der Mitarbeiter eines Nachtclubs, der ihr das Rauchen verwehrte, erhielt von der rempelnden Badran den Ehrentitel «Scheiss-Türsteher». Über einen SVP-Nationalrat und Unternehmer urteilte sie, dieser sei «faktenfrei unterwegs». Dazu lärmte die Konsenspolitikerin: «Du solltest



«E riise huere Wulle»: Politikerin Badran.

dich einmal in die Zahlen reinfressen, was du ja nie machst.» Besonders berüchtigt unter Journalisten ist Badrans unpräzises, aber umso lautstärkeres Flächenbombardement wegen Artikeln, mit denen diese gar nichts zu tun haben.

Abwechslungsweise als «Biologin», «Politikerin», «Ökonomin» oder «Gastkritikerin» vorgestellt, wurde Badran auch in den SRF-«Literaturclub» geladen. Die bekennende Leserin des Kinderromans «Die Rote Zora» gilt dort nämlich auch als Literaturexpertin. Nicht nur das: Der ihr in illustrier Germanistenrunde verliehene Titel einer «Verhaltensforscherin» stellte sie in die erste Reihe der wissenschaftlichen Forschung – auch wenn weder von ihren Forschungsprojekten noch von ihren Forschungsgeldern das Geringste bekannt geworden wäre. Auch konnte damit kaum gemeint sein, dass Badran ihr eigenes Verhalten erforscht. Dieses beschreiben die Gegner der gestiefelten, vergleichsweise verhaltensauffälligen Politikerin als krud und kreischend, ihre Freunde als kräftig und klar.

Zu Badrans bedingungslosen Anhängern gehört unser aller Fernsehen, kämpft sie doch laut SRF «mit der Hellebarde gegen Spekulationen» und für ein «Umdenken und Ummodellern

unseres gesamten Wirtschaftssystems». Überdies ist sie Spezialistin in Sachen Humor. In der Satire-Sendung von Dominic Deville wurde es «richtig heimelig gemeinsam mit Nationalrätin Jacqueline Badran». Wobei die Verbindung von «heimelig» und «Badran» offensichtlich ernstgemeint war. Dann folgte bei Deville «Best of Badran», etwa die Aussagen «Tumme Seich» oder «E riise huere Wulle». Und dazu der Kommentar: «Jacqueline Badran, wie wir sie lieben, wie wir sie kennen.» Drei eingeblenete Politiker von FDP und SVP bezeichnete die Vielgeliebte als «Luschen-Kabinettt». Als das Fernsehen nebst einer Präsentation von «The Badran Dancers» ihr auch noch ein grosses Weihnachtsgeschenk überreichte, äusserte sie die Hoffnung, dass nicht Andreas Glarner heraushüpfe. Worauf der öffentlich-rechtliche Humorist Deville zum Weihnachtspaket fachmännisch ergänzte: «Tönt hohl, ist aber immer noch nicht der Glarner.»

Begnadete Entdeckerin

Überdies genoss Badran allein in den letzten Monaten Fernsehauftritte als Mietspezialistin bei «10 vor 10» oder als Covid- und als Klimaspezialistin in der «Arena». Im «Club» wusste sie nach Abbruch der Verhandlungen über ein EU-Rahmenabkommen alles über die Europapolitik, in einer Sendung zuvor alles über die Corona-Staatshilfe. Im «Eco-Talk» schimpfte sie: «Der Markt existiert nicht.» Beim «Kassensturz» forderte sie die teilweise Enteignung von Ladenvermietern. Und in der «Tagesschau» empörte sie sich, dass die Gemeinden nicht aktiver seien im «sozialen Wohnungsbau».

Fürs Schweizer Fernsehen ist Badran zuständig für alles. Und kompetent für alles. Die SP-Vizepräsidentin gehört zur ausgestorbenen Spezies der Universalgenies von Renaissance und Barock. Sie ist die wandelnde weibliche Wiedergeburt des Zürcher Polyhistor Conrad Gessner. Und dazu nicht nur eine Sammlerin von Wissen, sondern auch eine begnadete Entdeckerin. Denn Jacqueline Badran findet selbst in der Wüste des Schweizer Fernsehens noch Wasser auf ihre eigene Mühle.

Verteidiger Europas

Weissrussland schleust Migranten aus dem Nahen Osten nach Westen. Polen hält hart dagegen. Das sei erst der Anfang, sagt Krisenreporter Marcin Wyrwal.

Pierre Heumann

Der polnische Kriegsreporter Marcin Wyrwal hat über die Tragödie Syriens und der syrischen Flüchtlinge im Libanon berichtet, über den Krieg im Irak, die Gewalt auf der Krim und im Donbass. Jetzt spielt sich in seiner Heimat ein humanitäres Drama ab, im Gebiet an der Grenze zu Weissrussland, in dem er sich bestens auskennt.

Mehrere tausend Menschen stehen vor der östlichen EU-Aussengrenze in Weissrussland und wollen nach Polen, um weiter in den Westen zu ziehen. Wie viele es genau sind, wisse niemand, sagt Wyrwal, «die Lage ist chaotisch». Und das sei erst der Anfang, wie ihm der ehemalige Kommandant der polnischen Bodentruppen, General Waldemar Skrzypczak, in einem Interview sagte: «Wegen der Kälte, der Erschöpfung und der schlimmen sanitären Bedingungen könnten diese Leute bald sterben.» Nächstens werde es in den Nächten bis minus fünfzehn Grad sein. Flüchtlinge, die im Freien campieren, hätten bei diesen Temperaturen nur geringe Überlebenschancen. Dann werde es still, meint ein Schriftsteller aus der Region gegenüber Wyrwal: «Nur wird es nicht die Stille sein, die wir hören wollen, weil das Grenzgebiet zum Friedhof wird.»

«Minsk einfach»-Tickets

Letzte Woche wurde die Leiche eines jungen Syrers gefunden, mindestens neun Migranten waren zuvor gestorben – erfroren, verhungert. Die Migranten werden vom weissrussischen Präsidenten Lukaschenko im Ringen mit der EU als Druckmittel eingesetzt. In einem zynischen Unterfangen holt er Migranten aus dem Nahen Osten und aus Afrika nach Minsk, mit der Verheissung, dass sie von dort nach Europa weiterreisen können. Eingeflogen werden sie «Minsk einfach»-Tickets. Mit der Aktion wolle Lukaschenko die Europäer zwingen, die Sanktionen gegen Weissrussland aufzuheben, sagt Wyrwal.

An der Grenze hat die polnische Regierung die Zahl der Soldaten auf 15 000 verdoppelt. «Wir werden nicht zulassen, dass eine Route für den Transfer von Migranten über Polen in die EU entsteht», hatte Polens Verteidigungsminister Mariusz Blaszczak bereits im August



«Wir werden nicht zulassen, dass eine Route in die EU entsteht»: Grenze bei Kuznica.

verkündet. Zudem wurde ein Gesetz erlassen, das Menschen, die illegal nach Polen kommen, zur sofortigen Ausreise zwingt.

Seit Ausbruch der Krise hat Polens Regierung in einem fünf Kilometer breiten Streifen entlang der Grenze zu Weissrussland den Ausnahmezustand ausgerufen. Journalisten und Helfer dürfen das Krisengebiet nicht betreten. Wyrwal war deshalb erstaunt, wie frei er sich bei seinen Recherchen vor Ort dort bewegen durfte. Während seiner Recherchen in der Krisenzone wurde er bloss zwei Mal kontrolliert. Polizisten öffneten den Kofferraum, um sicherzustellen, dass sich dort keine Flüchtlinge verstecken. Es gebe zwar viele Strassensperren. Aber die Polizisten würden sich in der Gegend schlecht auskennen, was ihnen die Überwachung erschwere. Viele Sicherheitskräfte seien müde und erschöpft.

Sperrgebiet hin oder her: Zusammen mit Soldaten, die im Dienst waren, konnte er in einem Restaurant essen, ohne dass er sich ausweisen musste oder auf Waffenbesitz untersucht wurde. «Niemand schenkte uns Beachtung», wundert sich der 49-jährige Journalist. Mehr als das: Die Grenze ist nicht überall richtig gesichert. «Entlang dem Fluss Bug gibt es Stellen, wo wir weder

Soldaten noch Schranken sahen», so der Reporter, der für das Online-Portal Onet schreibt, das zu Ringier Axel Springer gehört.

Konrad Sikora, der stellvertretende Stadtpräsident von Michalowo, der grössten Stadt im Sperrgebiet, wirft der Regierung in Warschau vor, die Sicherung der Grenze seit vielen Jahren vernachlässigt zu haben. Polen hatte auf einen eigenen effizienten Zaun an der Grenze verzichtet, «weil wir uns darauf verliessen, dass

«Als wir ihnen sagten, dass Deutschland noch 600 Kilometer entfernt sei, waren sie entsetzt.»

die Weissrussen ihren eigenen Zaun beschützen würden», gab Sikora in einem Interview mit Onet zu Protokoll. Jetzt räche sich das Vertrauen in den Nachbarstaat. «Das Grenzgebiet ist einladend wie eine grosse Wiese.»

Bei seiner Fahrt durch die Sicherheitszone fallen Wyrwal immer wieder Lastwagen auf, die Material für den Bau eines Grenzwalls transportieren. Mitte Oktober hatte das polnische Parlament den Bau eines neuen, 2,5

Meter hohen Drahtverhaus an der 400 Kilometer langen Grenze zu Weissrussland beschlossen, der bis im Sommer stehen soll. Kameras und Sensoren werden dann illegal Einreisende erkennen.

In Gesprächen, die Wyrwal mit Sicherheitskräften führte, wurde indessen klar, dass sich die Grenze nicht hermetisch abriegeln lässt. Weder Mauern noch Stacheldrahtzäune können in den Sümpfen der Grenzregion gebaut werden. Weissrussische Soldaten helfen Migranten zudem, den provisorischen Grenzzaun zu überqueren. Zuerst beschädigen sie ihn, dann blenden sie polnische Sicherheitskräfte mit Laserstrahlen und Blitzgeräten, um sie an der Ausübung ihrer Pflicht zu hindern. Belarussische Grenzbeamte informieren die Menschen aus dem Nahen Osten oder aus Afrika über verlassene Gebiete, in denen der Übergang leicht ist.

Unterwegs mit Flip-Flops

Eine hermetische Abriegelung Polens von Weissrussland wird zudem durch den Fluss Bug erschwert, der auf rund 120 Kilometern die Grenze zwischen den beiden Staaten bildet und an einer Stelle, die Wyrwal sah, lediglich zwanzig Meter breit ist. Viele Menschen in diesem Gebiet würden vom Schmuggel leben. Früher wurden hier Drogen, Zigaretten und Alkohol verschoben – jetzt wird mit Menschen Schleichhandel getrieben. In die Sümpfe wagen sich nur Schlepper, die dort schon immer «gearbeitet» haben: polnische Schmuggler. Begünstigt wird ihr dunkles Geschäft durch die dichten Waldgebiete entlang der Grenze. Im Schutz der Bäume können sich Migranten, die es über die Grenze geschafft haben, verstecken und auf eine Gelegenheit warten weiterzuziehen.

Immer wieder stösst Wyrwal auf Abfall, den die Migranten auf ihrer Flucht zurückgelassen haben und der Aufschluss über die Odyssee der Menschen gibt. Er fand zum Beispiel türkisch beschriftete Plastiksäcke, Verpackungen mit arabischer Beschriftung und Wasserflaschen mit in Kyrillisch beschrifteten Etiketten aus Minsk.

Aus Erbarmen mit der Not der Flüchtlinge bringen Polen aus dem ganzen Land Kleider, Lebensmittel und Hygieneartikel ins Sperrgebiet, wo Sammelstellen eingerichtet wurden. Die Flüchtlinge sind auf den Frost nicht vorbereitet. So hörte Wyrwal von einer Frau, die in der Sperrzone lebt, dass ein Mädchen aus Afrika lediglich mit Flip-Flops unterwegs war. «Es war klar, dass ihre Familie nicht gewusst hatte, was sie erwarten würde», sagte die Frau. «Als wir ihnen sagten, dass Deutschland noch 600 Kilometer entfernt sei, waren sie entsetzt. Sie hatten mit sechs Kilometern gerechnet.»

Bei einem seiner Streifzüge durch das Sperrgebiet traf der Reporter drei Syrer aus der zerstörten Stadt Homs. Sie hätten sich in den vergangenen Tagen viermal über die Grenze

geschlichen, sagten ihm die beiden, die gemäss eigenen Angaben gelernte Coiffeure und Elektriker seien. Dreimal wurden sie erwischt und zurück nach Weissrussland geschickt. Jetzt aber fühlen sie sich einigermassen sicher. Denn eine schätzungsweise dreissigjährige Frau namens Maria aus Warschau, die für die polnische NGO Grupa Granica (deutsch: Grenzgruppe) arbeitet, hat die Migranten mit Hilfe eines jungen Rechtsanwaltes offizielle Formulare mit Asylanträgen ausfüllen lassen, damit sie nicht mehr ausgewiesen werden können.

Aktivisten bringen die Asylsuchenden, die es geschafft haben, nach Warschau oder an die Grenze zu Deutschland, da die meisten dorthin wollen. Die deutsche Polizei griff in den ersten sechs Monaten des laufenden Jahres 26 Menschen auf, die über Weissrussland und Polen nach Deutschland gekommen waren. Im August



Fr. 60.-
Spezialpreis für
Weltwoche-Abonnenten
Bestellen unter:
info@punchline.ch

punchline
rundum kommunikation

+41 43 497 78 79 | info@punchline.ch

und September waren es bereits rund 2300 und im Oktober über 5000.

Im Dorf Szymki stiess Wyrwal auf sieben irakische Kurden. Als er mit ihnen ins Gespräch kam, näherte sich die Grenzwaache. Zunächst gab sie der Familie, darunter ein knapp zweijähriges Baby, etwas zu essen, dann führte sie alle sieben ab. Wyrwal, der sich später bei den Behörden nach dem Verbleib der Familie erkundigte, erhielt keine Antwort. «Ich befürchte», sagt er, «dass sie nach Weissrussland ausgewiesen wurde.»

Aber selbst wenn sie darum betteln, nach Minsk zurückzukehren: Die belarussischen Grenzbeamten halten den Migranten Pistolen ins Gesicht, schlagen sie und sagen ihnen, dass sie keine andere Wahl hätten, als erneut zu versuchen, via Polen nach Deutschland zu fliehen.



THIEL

61er Petrus

Rabbiner: Ah, dieser 61er Petrus ist eine Offenbarung. Das Beste an deiner Diözese ist der Weinkeller.

Bischof: So wie ein Bischof mit «Eure Exzellenz» angeredet wird, darfst du seinen Wein als «exzellente» bezeichnen. Aber «Offenbarung» ist doch schon etwas hochgegriffen. Läge die Offenbarung, in Flaschen abgefüllt, im Keller des Bischofs, trüge die Kirche keinen Schlüssel im Wappen, sondern einen Korkenzieher.

Rabbiner: Beim Schlüssel im Wappen der Kirche handelt es sich nicht um den Kellerschlüssel?

Bischof: Nein, der Herr übergab Petrus den Schlüssel zur Kirche.

Rabbiner: Aber die Kirche Petri steht doch in Rom. Jesus war nie in Rom.

Bischof: Das ist metaphorisch zu verstehen. Da war nie wirklich ein Schlüssel. Vielmehr ist Jesus selbst der Schlüssel. Und als er diese Welt verliess, reichte er den Stab an Petrus weiter.

Rabbiner: Überreichte er ihm nun einen Stab oder einen Schlüssel?

Bischof: Indem Jesus den Stab an Petrus weitergab, wurde Petrus selbst zum Schlüssel der Kirche.

Rabbiner: Wurde Petrus nicht zur Kirche?

Bischof: Wie kommst du darauf?

Rabbiner: Sagte Jesus nicht, er werde bei ihm Wohnung nehmen? Also ist Petrus ein Haus. Und wenn der Herr bei ihm wohnt, verwandelt sich dieses Haus in eine Kirche.

Bischof: Wir reden nicht von einer einzelnen Kirche. Gemeint ist die Kirche als Gesamtes. Petrus ist vielleicht ein Haus, aber doch nicht die ganze Kirche.

Rabbiner: Im Gegensatz zu dem, was du da sagst, ist dieser Wein für mich eine Offenbarung.

Bischof: Petrus ist der Fels, auf dem der Herr die Kirche baute.

Rabbiner: Petrus ist das Haus, das der Herr in ein Weingut verwandelte.

Andreas Thiel

Reiches Baar, ganz knausrig

Sozialhilfe-Empfänger aus Tunesien und Marokko verwüsten ihre Hotelzimmer in Baar. Der Wirt bleibt auf den Kosten sitzen. Das Amt weigert sich, für den Schaden aufzukommen.

Marcel Odermatt

Heinz Reichenbach ist ein freundlicher, ruhiger und sachlicher Mensch. Doch was dem Pächter des Hotel-Restaurants «Ebel» im Dörfchen Inwil beim zugerischen Baar dieses Jahr passierte, löst beim 55-jährigen einen grossen Frust aus. Im Januar meldete sich das Sozialamt von Baar bei Reichenbach. Sie hätten zwei Sozialhilfebezügler – einen Mann aus Tunesien und einen aus Marokko. Die beiden Väter könnten nicht mehr bei ihren Familien leben, brauchten eine Bleibe. Die Gemeinde zahle 1200 Franken pro Monat pro Klienten, wie sie im Sozialhilfe-Jargon heissen.

Nach kurzem Zögern willigte Reichenbach ein. Schliesslich stand und steht er wirtschaftlich gehörig unter Druck. Am 6. Januar kündigte der Bundesrat an, die Beizen wegen der Covid-19-Pandemie dichtzumachen. Für einen Beizer und Hotelbetreiber wie den Zuger mit fatalen Folgen. Für das ganze Jahr rechnet er mit 50 bis 60 Prozent weniger Umsatz als in einem Nicht-Pandemie-Jahr. «Ich dachte mir deshalb, dieser Zustupf kommt mir gerade recht.»

Das Duo aus den Maghreb-Staaten bezog seine Zimmer. Beiden legte der Wirt eine Vereinbarung vor, die sie bereitwillig unterzeichneten. Darin hiess es unter anderem, dass die Corona-Regeln strikte einzuhalten seien, Besuche angemeldet werden müssten, die Gäste den Müll selbst zu entsorgen hätten, ein striktes Rauchverbot im ganzen Haus herrsche und die Zimmer in einem sauberen Zustand zu halten seien. Immerhin wirbt das Gasthaus mit «Ebel – Der Ort zum Sein».

Schaden von 10 000 Franken

Doch bereits nach kurzer Zeit stellte sich heraus, dass sich die Bewohner an gar nichts hielten. Im Gegenteil: Sie machten in der Nacht stundenlang Krach, luden andere Leute ein, die bei ihnen nächtigten, und konsumierten Drogen, die Vorhänge wurden runtergerissen und Lampen beschädigt. Nach einigen Wochen hatten sie die Zimmer vollständig demoliert. «Mir blieb nichts anderes übrig, als den beiden die Zimmer zu kündigen», sagt Reichenbach. Dabei wies er darauf hin, dass «kein einziger

Punkt der Vereinbarung» eingehalten worden sei. Aus Kulanz gebe er den Bewohnern Zeit, den Raum wieder so herzustellen, wie sie ihn übernommen hätten.

Passiert ist nichts. Die beiden Männer zogen aus dem Hotel aus. Die zerstörten Räume mit dem ganzen Abfall blieben unverändert zurück. Der gebürtige Berner Oberländer liess darauf eine Schätzung machen, wie viel die Wiederherstellung der Unterkünfte kostet. Der unabhängige Experte kam auf 10 000 Franken

Baar argumentiert, der Mieter hafte für die Schäden. Man «bedauere», nicht kulanter sein zu können.

pro Raum. Mittlerweile sind die Zimmer wieder instandgestellt.

Doch damit begann das Martyrium des Gastwirts erst richtig. Verständlicherweise wollte er nicht auf den Kosten sitzenbleiben. Man rechnet: Bis zur Kündigung im August nahm er in diesen sechs Monaten 14 400 Franken ein. Zieht man davon die Kosten für die Renovierung wieder ab, hätte Heinz Reichenbach noch gut 4000 Franken eingenommen. Und das beim ganzen Ärger, nach schlaflosen Nächten und dem Wegputzen von Dreck, Blut und Stuhl.



Kein Wunder, wandte er sich an das Sozialamt von Baar. Die Gemeinde, die als eine der reichsten der Schweiz gilt, sollte sich an den Kosten beteiligen. «Ich dachte mir, dass sie wenigstens die Hälfte übernehmen», sagt Reichenbach. Aber die Verantwortlichen wiegelten ab. Der Sozialdienst teilte mit, «die Kosten allfälliger Sachschäden» gingen «voll zu Lasten» des Mieters. Dieser habe aufgrund seines Aufenthaltsstatus bisher leider keine Hausrats- und Haftpflichtversicherung abschliessen können.

«Absurdes System»

Diese Absage liess der Wirt nicht auf sich sitzen. Seither befindet er sich in nicht enden wollenen Diskussionen mit der Gemeinde. Er stellt sich auf den Standpunkt, dass er nicht auf diesen Ausgaben sitzenbleiben könne. Baar argumentiert, der Mieter des Zimmers sei auch der Vertragspartner und hafte deswegen für die Schäden. Man «bedauere», nicht kulanter sein zu können.

Für Heinz Reichenbach ist klar: «Dieses System ist doch absurd. Wenn sich die Sozialhilfebezügler nicht versichern können, dann muss doch wenigstens die Gemeinde versichert sein.» Er selbst hat auf jeden Fall die Konsequenzen aus dem Fall gezogen. «Nie mehr werde ich solche Leute im Hotel einquartieren. Nur wenn jemand eine Versicherung vorweisen kann, bin ich bereit, ihn als Gast aufzunehmen.»

Unterstützung bekommt der gebeutelte Wirt nun von der örtlichen SVP. Die Partei wolle in den kommenden Wochen mit einem Spendenaufruf für Reichenbach Geld sammeln, sagt Parteipräsident Adrian Rogger. Man erwarte auch, dass Baar seine Haltung ändere und Heinz Reichenbach entgegenkomme. «Nach dem ganzen Ärger wäre das mehr als angebracht», erklärt er.

Auf den Fall angesprochen, sagt Gemeindepräsident Walter Lipp (Die Mitte): «Wir bedauern sehr, was passiert ist. Leider sind uns aus rechtlichen Gründen die Hände gebunden, diese Kosten zu übernehmen.»

Siamesische Zwillinge

Wann fusionieren unsere zwei grössten Medienunternehmen Ringier und TX Group?



Manchmal hat die Börse eben doch recht. Seit Ende August hat sich der Aktienkurs der TX Group, der früheren Tamedia, glatt verdoppelt.

Warum? Ende August wurde ein neues Unternehmen angekündigt, das nun offiziell gestartet ist. Das Unternehmen heisst Swiss Marketplace Group. Es ist der Grund dafür, dass die TX Group doppelt so viel wert ist wie noch vor kurzem.

An der Swiss Marketplace Group hält TX Group rund 30 Prozent, etwa gleich viel Ringier, der andere bedeutende Medienkonzern des Landes. Die beiden bringen ihre digitalen Marktplätze wie Autoscout 24, Homegate, Immoscout 24, Ricardo, Tutti und Anibis in ihre neue Firma ein.

Das gemeinsame Unternehmen von TX Group und Ringier, an dem auch die Mobiliar-Versicherung und der amerikanische Investor General Atlantic als Finanzpartner beteiligt sind, ist seit letzter Woche operativ tätig. Es ist der führende Online-Marktplatz für Autos, Immobilien und Alltagsgüter.

Das Joint Venture der beiden Zürcher Medienhäuser hat bereits einen Marktwert von 3 Milliarden Franken. Das erklärt den Kurssprung der TX Group an der Börse.

Mit der Swiss Marketplace Group erleben wir einen weltweit einzigartigen Schweizer Sonderfall. Das gibt es sonst nirgendwo, dass die beiden grössten Medienkonzerne eines Landes derart eng miteinander verwachsen sind.

Ringier und TX Group sind heute so etwas wie siamesische Zwillinge. Sie haben ein gemeinsames Herz und eine gemeinsame Lunge. Getrennt könnten sie nicht mehr leben.

Neben dem neuen und gemeinsamen Online-Handelsplatz sind die beiden auch im Job-Markt bereits untrennbar vereint. Ringier und TX Group halten je 50 Prozent am dominierenden Stellenportal Jobs.ch, das sie vor neun Jahren für 390 Millionen Franken gekauft haben. Heute ist es ein Mehrfaches wert.

Die siamesischen Zwillinge Ringier und TX Group verdienen ihr Geld fast nur noch Hand in Hand. Rund drei Viertel ihres jeweiligen Gewinns erwirtschaften die zwei Medienhäuser

Der beste Partner von Ringier ist die TX Group. Der beste Partner von TX Group ist Ringier.

heute in digitalen Handelsfirmen, die sie gemeinsam betreiben.

In eigener Regie verantworten sie primär nur noch die wenig rentable Sparte der Publizistik. Bei Ringier sind dies taumelnde Titel von *Blick* bis *Schweizer Illustrierte*. Bei der TX sind es ähnlich fallende Blätter von *Tages-Anzeiger* bis *20 Minuten*.

Es stellt sich also die Frage: Wann fusionieren die Unternehmen von Ringier und TX Group definitiv? Sie sind ja ohnehin schon weitgehend zusammengewachsen. Die industrielle Logik ruft geradezu nach einer endgültigen Fusion.

Ich lehne mich jetzt etwas aus dem Fenster: Ich denke, ich werde die Fusion von Ringier und TX Group in dieser Kolumne noch erleben. Vielleicht schneller, als ich denke.

In einem ersten Schritt macht es Sinn, nun auch die kollektive Stellenplattform um Jobs.ch in die gemeinsame Swiss Marketplace Group zu

integrieren. Der Unternehmenswert des Joint Ventures würde durch diesen Job-Booster von 3 auf 5 Milliarden Franken hochschnellen. Das ist darum segensreich, weil Ringier und TX Group in vier Jahren mit ihrer Kooperationsfirma bereits den Börsengang vorgeplant haben.

Dann ist es naheliegend, weitere Bereiche der zwei Medienhäuser zusammenzulegen. Das gilt etwa für die margenschwachen Druckereien von Ringier in Zofingen und von TX Group in Zürich. Auch die beiden TV-Werbevermarkter Admeira von Ringier und Goldbach von TX Group konkurrieren sich unnötigerweise in schrumpfenden Märkten.

Wenn Ringier und TX Group fusionieren, stehen dem heute keine hemmenden Unternehmenskulturen mehr entgegen. Es gibt keine patriarchalischen Verleger mehr, so wie Hans Ringier und Otto Coninx, die in früheren Zeiten mit egozentriertem Machtanspruch und Familienstolz regierten. Die heutigen VR-Präsidenten Michael Ringier und Pietro Supino sind smarte Entrepreneurs, die früh verstanden haben, wie die Medienindustrie sich entwickelt.

Ringier ist kein Zeitungsverlag mehr, gruppiert um das Lagerfeuer *Blick*. TX Group ist kein Zeitungsverlag mehr, gruppiert um den Leuchtturm *Tages-Anzeiger*.

Ringier wie TX Group sind dezentralisierte Beteiligungsfirmen. Beide machen ihr Geld als Anteilseigner in Handelspartnerschaften. Der beste Partner von Ringier ist die TX Group. Der beste Partner von TX Group ist Ringier.

Eine Fusion der beiden Partner Ringier und TX Group scheint logisch. Ich vermute, es ist nur eine Frage der Zeit.

«Schauspieler müssen zuhören können»

Stefan Gubser gilt als eine Art George Clooney der Schweiz. Er eroberte nach der Bühne auch die Bildschirme und Leinwände. Jetzt kehrt er zu seinen Wurzeln zurück.

Thomas Renggli und Roger Köppel

Weltwoche: Stefan Gubser, beginnen wir ganz am Anfang – bei Ihrem Geburtstag, dem 1. August 1957 in Winterthur. Das tönt nach einer geballten Ladung an Patriotismus?

Stefan Gubser: Meine Eltern sagten mir an meinem Geburtstag immer, dass all die Feuerwerke nur wegen mir gezündet würden. Das war als Kind ein grossartiges Gefühl. Als ich ungefähr vier Jahre alt war, wunderte ich mich extrem, dass alle Leute wissen, dass heute mein Geburtstag ist. Aber irgendwann kam ich dahinter, dass es eben doch nicht nur wegen mir war. Das war eine leise Enttäuschung. Aber mir hat der 1. August als Geburtstag immer gefallen. Ich bin ein Löwe – sogar ein doppelter.

Weltwoche: Und Sie sind somit auch der Inbegriff eines guten Schweizers ...

Gubser: Ich habe sehr viel im Ausland gelebt – rund 25 Jahre. Aufgewachsen bin ich in Bregenz, weil mein Vater als Chemiker bei Maggi arbeitete. Danach legte ich die Matura im Internat in Schiers ab. Später studierte ich in Wien – am Max-Reinhardt-Seminar, der Hochschule für Musik und darstellende Künste. Danach spielte ich lange am Burgtheater in Wien und drei Jahre am Residenztheater in München. Ich war auch je ein Jahr in Brasilien und in den USA – und lebte in Spanien.

Weltwoche: Wie ist Ihre Beziehung als Schauspieler zur Schweiz?

Gubser: Eine enge. Meine Meinung über unsere Heimat änderte sich grundlegend, weil ich so lange fort war. So kann ich heute sagen: Was wir in der Schweiz haben, ist unschlagbar. Zuvor konnte ich dies gar nicht richtig schätzen. Ein Beispiel: Wenn du in Deutschland mit der Behörde zu tun hast, bist du eine arme Sau. Die Beamten lassen dich spüren, dass du nichts zu sagen hast. Sie lassen dich warten und warten. Wenn man aber in der Schweiz etwas braucht, kann man auf der Gemeinde anrufen – und am nächsten Tag hat man die Bescheinigung in der Post. Bei uns funktionieren viele Dinge perfekt. Ich bin auch der Meinung, dass unser Multikulti-System gut funktioniert.

Weltwoche: Wann bemerkten Sie, dass Sie ein Talent für die Schauspielerei besitzen?

Gubser: Relativ früh. Ich war sechzehn und hatte in Schiers eine Theatergruppe – zusammen mit Andrea Zogg. Als wir uns überlegten, was wir aufführen sollten, sind wir auf das Stück «Publikumsbeschimpfung» von Peter Handke gestossen. Wir lasen das Buch – und fanden es einen wunderbaren Gedanken, dass wir so die Lehrer im Publikum endlich ohne Konsequenzen beschimpfen konnten. Das kam dann so gut an, dass es sich im ganzen Kanton herumsprach – und der Theaterintendant aus Chur unser Stück

«Ein Schauspieler ist dann gut, wenn er mit den Ängsten umgehen kann, die jeder mit sich herumträgt.»

anschaute und uns schliesslich ins Stadttheater einlud. So konnten wir an zwei Abenden dort spielen und hatten zweimal ein praktisch volles Haus – als sechzehnjährige Gymnasiasten, ohne schauspielerische Vorbildung. In dieser Nacht beschlossen wir, dass wir Schauspieler werden wollten. Ich stellte mir aber quasi eine Hürde in den Weg – und wollte die Bestätigung an einer renommierten ausländischen Schule. Wenn ich von der Schule in Wien nicht aufgenommen worden wäre, hätte ich vermutlich den Weg über ein konventionelles Studium gewählt.

Weltwoche: Was sagte Ihr Vater als Akademiker zu Ihrer Berufswahl?

Gubser: Er konnte es zwar nicht verstehen, aber er hat mich immer unterstützt. Er sagte mir, dass ich das machen sollte, was mir Freude bereite, dass ich diese Ausbildung wählen sollte, aber dann selber für mich schauen müsse. Meine Mutter war immer sehr kulturaffin und hat mich ebenfalls unterstützt.

Weltwoche: Kam das Talent von Ihrer Mutter? Und gibt es überhaupt ein Talent für die Schauspielerei?

Gubser: Bei uns in der Familie gab es keine schauspielerische Tradition. Ich denke jedoch schon, dass es dieses Talent gibt. Aber letztlich ist der Beruf vor allem harte Arbeit – mit einem grossen psychologischen Aufwand. Ein Schauspieler ist dann gut, wenn er den Mut aufbringt,

zu sich zu stehen, wenn er sich akzeptiert, wie er ist, und mit den Ängsten umgehen kann, die jeder mit sich herumträgt. Letztlich geht es um Authentizität.

Weltwoche: Ist dies nicht ein Widerspruch? Schliesslich imitiert ein Schauspieler etwas.

Gubser: Ich spreche davon, authentisch zu sein in einer Figur und in einer Rolle. Personen, die nicht bei sich sind, sind oft auch keine guten Schauspieler – weil sie dann unglaubwürdig werden. Das wichtigste Gut als Schauspieler ist, dass dir die Menschen deine Rollen abkaufen. Und dann suchst du in deinem eigenen Leben und in deinem eigenen Charakter, was der jeweiligen Figur entspricht. Um dies authentisch rüberzubringen, musst du mit dir selber im Reinen sein. Ich stelle mir dann vor, wie ich in einer entsprechenden Lage reagieren würde. Was bedeutet Wut, Zorn oder Humor? Dann ist es wichtig, dass man jene Register zieht, in denen man authentisch ist – die man dann aber an die jeweilige Situation anpassen muss.

Weltwoche: Wie süss ist das Gefühl, im Scheinwerferlicht zu stehen?

Gubser: Mich drängt es grundsätzlich nicht in die Öffentlichkeit. Ich bin eher ein Typ, der sich zurückzieht und nicht im Rampenlicht stehen möchte. Was mich antreibt, ist der Spieltrieb. Schon als Kind war meine grösste Leidenschaft, dass ich meine Eltern, Lehrer und Kollegen hinter Licht führen konnte – mit Streichen oder spontanen Inszenierungen. Das ging so weit, dass ich mir ein Brett mit roter Farbe unters T-Shirt schob und dann ein Messer reinsteckte. (Lacht) Ich besass eine grosse Fantasie und sprach auch immer mit mir selber. Ich sass beispielsweise auf dem WC – oft eine Stunde oder anderthalb Stunden – und spielte Szenen; aber sehr kindlich. Und ich erfand Geschichten. Ich konnte mir am Abend eine Geschichte ausdenken – und träumte sie danach weiter. Das war immer mein Anreiz – nicht, dass es jemand sah, sondern um mir und anderen etwas vorzuspielen.

Weltwoche: Nun inszenieren Sie und Regula Grauwiller eine szenische Lesung über den Kunstfälscher Wolfgang Beltracchi und seine Frau Helene. Wie ordnen Sie diese Personen ein?



«Den Leuten eine Freude machen»: Künstler Gubser.

Gubser: Wichtig ist: Wir spielen die Beltracchis nicht. Aber Regula Grauwiller und ich erzählen die Geschichte in Ich-Form; wir haben dabei nicht den Ehrgeiz, die Beltracchis zu imitieren. Aber ich finde die Geschichte faszinierend – die Liebesgeschichte und das Drama –, mit der ganzen kriminellen Energie, die dahintersteckt, mit der Intelligenz und dem Können. Aber ich komme jetzt nicht mit einem seiner Hüte oder mit farbigen Hemden daher und spiele ihn. Wir erzählen die Geschichte anhand ihrer Texte – aus Briefen und ihrer Biografie.

Weltwoche: Kennen Sie Beltracchi persönlich?

Gubser: Ja, ich lernte ihn und seine Frau in Zürich kennen – und war mir nach fünf Minuten bewusst: Diese Geschichte ist so spannend, dass wir sie unbedingt auf die Bühne bringen müssen. Und es ist nicht nur seine Geschichte; es ist die Geschichte von beiden. Ohne Helene wäre

Wolfgang Beltracchi nie das geworden, was er geworden ist. Eigentlich wollte ich daraus nur eine Lesung machen. Aber nun ist es eine Aufführung mit Bildern, Tönen und Storyboard. Es wird ein umfangreicher Abend über das gesamte Leben der Beltracchis.

Weltwoche: Aber er ist auch ein Betrüger ...

Gubser: Er war ein Betrüger – er war es ...

Weltwoche: Das müssen Sie als TV-Kommissar doch genau wissen ...

Gubser: (Lacht) Genau. Das ist tatsächlich faszinierend. Ich spielte schliesslich nicht nur den «Tatort»-Kommissar, sondern auch den Eurocop. Aber ich bin der Meinung, dass jeder Mensch eine zweite Chance verdient. Beltracchi bezahlte einen hohen Preis für sein Handeln – und bereute. Er sass im Gefängnis. Vor allem befand er sich vierzehn Monate lang in Untersuchungshaft; das war wohl schlimmer als die

Gefängnisstrafe. Und er zahlte das Geld zurück. Später machte er etwas aus seinen Fähigkeiten. Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass man nicht jemanden verurteilen und dann auf ewig verdammen kann. Abgesehen davon ist es für mich wie eine «Bonnie and Clyde»-Geschichte. Die jungen Menschen stehen total auf diese Story. Denn letztlich hat Beltracchi dem ganzen Kunst-Establishment – den Experten, den Galeristen und Sammlern – den Spiegel vorgesetzt. Er hat den gesamten Kunstmarkt, der oft überhitzt und gesteuert ist, in gewissem Sinne demaskiert. Er war in der ganzen Geschichte nicht die einzige fragwürdige Figur. Die Galeristen und die Auktionshäuser treiben die Preise oft künstlich in die Höhe – und machen sozusagen die Künstler. Es sind ja oft nicht die besten Künstler, die am besten verkaufen, sondern diejenigen, die im richtigen Moment am richtigen Ort sind und richtig gepusht werden. Wenn man sich heute die moderne Kunst anschaut, fragt man sich gelegentlich schon, weshalb ein bestimmtes Bild nun plötzlich fünfzig Millionen wert ist.

Weltwoche: Sie vergleichen Kunstexperten mit Fälschern?

Gubser: Das nicht direkt. Aber wenn man davon ausgeht, dass ein Experte bei der Schätzung eines Bildes aufgrund des angeblichen Wertes bezahlt wird, werden die Abhängigkeiten deutlich. Wenn ein Bild als Fälschung entlarvt wird, ist es nichts wert. Dann gibt es kein Geld für den Experten. Im Fall von Beltracchi gab es einen Experten, der 140 000 Franken kassierte – für die Schätzung eines gefälschten Bildes. Was ich sagen will: Es sind nicht nur die Beltracchis, die fälschspielten, sondern ein ganzer Markt, der dahintersteckt. Da ist es Ironie des Schicksals, dass noch heute Dutzende Beltracchis in grossen Museen hängen, weil es die Betreiber nicht wissen wollten. Nur etwa fünfzehn Fälschungen – von über 200 Stück – wurden aufgedeckt.

Weltwoche: War seine Ehefrau seine Komplizin?

Gubser: Ja, damals definitiv. Und ich glaube, dass sie ihn stark unterstützte. Und sie war es letztlich auch, die die Bilder verkaufte. Und sie lieferte ihm Ideen, was er malen könnte. Sie hat sehr genau recherchiert. Die beiden sind sehr belesen und sehr gebildet. In gewissem Sinne ist er ein Spinner – aber vor allem auch ein extrem guter Handwerker. Ich glaube, es gibt keine fünf bis zehn Maler weltweit, die das Handwerk so gut beherrschen wie Beltracchi.

Weltwoche: Zusammen mit Regula Grauwiller gründeten Sie 2019 die Firma Wortspektakel. Was bieten Sie damit konkret an?

Gubser: Szenische Lesungen – wie den «Beltracchi»-Abend –, aber auch Theaterstücke, Konzertlesungen mit dem Casal-Quartett oder Firmen-Events. Wir setzen uns bewusst keine Grenzen, bringen humorvolle, berührende, provozierende und unterhaltsame Geschichten auf die Bühne, ins Theater – oder auch zu den Kun-

den nach Hause. Auf Wunsch entwickeln wir auch ein massgeschneidertes Programm nach Wahl der Auftraggeber. Der Beginn war kurz vor Corona. Man könnte sagen: Riesenpech. Aber bei uns war es das nicht. Denn wir steckten nicht den Kopf in den Sand und warteten auf Unterstützungsgelder. Sondern wir setzten unsere ganze Energie dafür ein, neue Projekte zu entwickeln. Und so haben wir nun etwa sechs Projekte am Start. Dank der Pandemie erhielten wir den Raum und die Zeit, Neues zu kreieren.

Weltwoche: Wie kamen Sie finanziell durch diese Zeit?

Gubser: Ich lebte praktisch nur von den Reserven. Einige Auftritte hatten wir, aber diese Gagen genühten bei weitem nicht. Nun zieht es wieder merklich an. Momentan haben wir vier Projekte, mit denen wir auftreten können. Diese Firma ist mein Format. In sie habe ich Zeit investiert. Wichtig ist, dass wir damit unabhängig sind. Wir wollten nicht auf Aufträge warten, die vielleicht nie kommen, sondern wir wollten selber die Initiative ergreifen. Diese Unabhängigkeit ist unbezahlbar. Das beginnt sich auszuzahlen. So gehen wir mit der «Deutschlehrerin» auf Deutschlandtournee – und wollen später auch in die Schweiz kommen. Und auch mit «Beltracchi» haben wir mehr vor, als nur einen Abend zu spielen.

Weltwoche: Was ist die entscheidende Qualität, um ein guter Schauspieler zu werden?

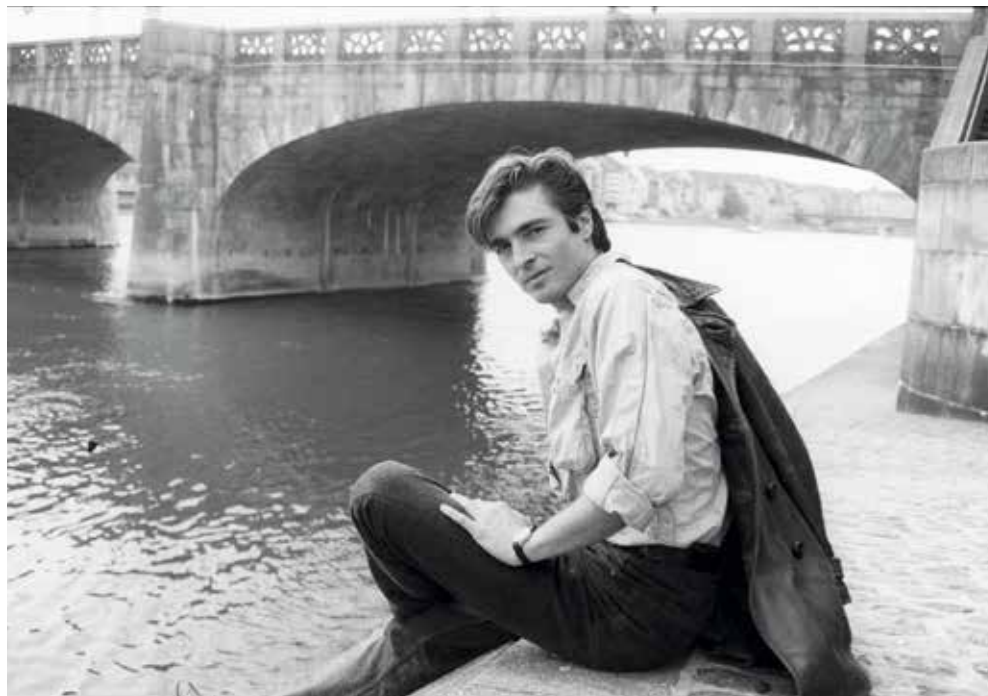
Gubser: Zuhören zu können – der Figur und dem Leben; aber auch konkret der Bühnenpartnerin. Die Schauspielerei hat sehr viel damit zu tun, dass man darauf reagiert, was die anderen sagen – und wie sie es sagen. Und nicht, dass man sich nur auf seinen eigenen Text und den nächsten Einsatz konzentriert. Sonst ist man verloren.

Weltwoche: Das funktioniert aber nur im Theater?

Gubser: Nein – im Film ebenso. Überall, wo es einen Dialog gibt, ist es wichtig, dass man nicht ans Nachher oder ans Vorher denkt, sondern sich exakt im Moment bewegt – und dass man zuhört. Auch in einer Filmproduktion gibt es Interpretationsspielraum. Ich hatte vor kurzem eine Theaterpremiere mit Regula Grauwiler bei den Hamburger Kammerspielen. Es ist ein Zweipersonenstück mit ganz viel Text. Und ich bin auch nicht mehr zwanzig oder dreissig – und bekunde mehr Mühe, den ganzen Text im Gedächtnis zu behalten. Und plötzlich stand ich auf der Bühne und bemerkte, dass ich nicht mehr wusste, was danach kommt. In diesem Moment realisierte ich, dass ich mich nicht darauf fixieren darf, sondern dass ich nur meiner Partnerin zuhören muss. Ich hörte ihr zu – und so kam ich in den Inhalt zurück.

Weltwoche: Man wirft den Schauspielern auch vor, dass sie unendlich eitel sind und sich total in den Vordergrund schieben ...

Gubser: ... aber das sind die schlechten Schauspieler – quasi die Karikatur unseres Berufs. Die



«Die Kamera muss dich lieben»: Gubser, 1989.

sind mir ein Gräuel und oft nicht authentisch. Die guten können sich zurücknehmen. Schauen Sie einen Christoph Waltz an – oder einen Bruno Ganz. Schauen Sie einen Anthony Hopkins an. Das sind für mich Massstäbe. Gefährlich wird es dann, wenn man schon in jungen Jahren grossen Erfolg feiert, eine steile Karriere macht – und dann den Boden unter den Füßen verliert. Bei mir war dies definitiv nicht der Fall. Ich habe mir das peu à peu erarbeitet – zuerst im Theater,

«Daniel Day-Lewis ist ein Maniac. Er bringt sich so in die Figuren ein, dass er fast seine Identität aufgibt.»

dann in kleinsten Rollen in Film und Fernsehen. Erst mit den Jahren wurden die Rollen grösser. Aber es hängt wohl auch von der Persönlichkeit ab. Ich bin eher ein Zweifler – und habe nie das Gefühl, dass ich der Grösste bin. Ich muss schauen, dass mich der Zweifel nicht runterzieht.

Weltwoche: Wer ist für Sie der grösste lebende Schauspieler? Welches ist Ihr Orientierungspunkt?

Gubser: Daniel Day-Lewis oder Anthony Hopkins. Day-Lewis ist ein Maniac. Er überschreitet Grenzen – und hat auch den Mut, diese Grenzen zu überschreiten. Er bringt sich so in die Figuren ein, dass er fast schon seine eigene Identität aufgibt. Beispielsweise spielte er einen Boxer, von dem man sagte, dass er selbst Spitzenboxer geschlagen hätte. Er trainierte zwei Jahre für diese Rolle. Und wenn man den Film schaute, sah man einen echten Boxer auf der Leinwand. Und so macht er es mit allen Rollen. Deshalb spielt er heute auch weniger und zieht sich allmählich zurück. Denn vermutlich hält man ein derart in-

tensives Berufsleben nicht ewig aus. Natürlich hatte er auch die finanziellen Möglichkeiten, einen solchen Aufwand zu betreiben. Ich könnte mir dies bei unseren Gagen nicht leisten. Day-Lewis machte auch etwas anderes, was mich tief beeindruckte: Er war an der Royal Shakespeare Company engagiert, dem Theater schlechthin. Dort spielte er Hamlet. Aber irgendwann sagte er sich, dass diese Art der Schauspielerei nicht seinen Idealen entspricht. Er wollte näher an die Figuren, tiefer in die Psychen eintauchen und authentischer spielen. So drehte er sich eines Abends nach dem ersten Akt ab – und sagte: Jetzt ist Schluss mit Theater. Von diesem Moment an drehte er nur noch Filme. Aber Day-Lewis spielt in einer Klasse für sich; mit ihm kann man niemanden vergleichen. Hopkins ist jemand, der sich extrem zurücknimmt, der mit wenig Mitteln, aber umso mehr Charisma die Figuren gestaltet. Er ist ein Mann der leisen Töne.

Weltwoche: Hat man als Schweizer überhaupt die Möglichkeit, in solche Sphären vorzustossen?

Gubser: Nur, wenn man bewusst eine internationale Karriere startet. Aber dafür muss man etwas tun – und bereit sein, Risiken einzugehen. Christoph Waltz sass vier Jahre in London, musste eine Familie ernähren und erhielt kaum ein Angebot. Auch er begann mit irgendwelchen TV-Serien in Österreich. Und dann wagte er den Schritt nach England. Dort lief er irgendwann Quentin Tarantino über den Weg. Und letztlich machte dieser Regisseur ihn zu dem, was er heute ist. Was bei Christoph Waltz interessant ist: dass er schon immer grosses Talent besass. Aber nun hat er durch seinen Erfolg ein solches Selbstbewusstsein entwickelt, dass er auf einem viel höheren Niveau spielt. Die Schauspielerei hat viel mit Selbstbewusstsein zu tun.

Weltwoche: Was braucht es, um vor einer Kamera bestehen zu können?

Gubser: Die Kamera muss dich lieben.

Weltwoche: Muss Sie die Kamera lieben – oder müssen Sie die Kamera lieben?

Gubser: Beides. Michael Douglas beispielsweise sagte, dass er zwanzig Jahre gebraucht habe, um zu realisieren, dass die Kamera kein Maschinengewehr sei, das auf ihn gerichtet ist. Ich kenne das Gefühl, vor der Kamera zu stehen – fünfzig Leute um dich herum –, und du weisst, jetzt musst du es bringen. Und dann musst du mit deinen eigenen Ängsten und dem Lampenfieber umgehen. Das war für mich oft die grössere Aufgabe als das Spielen an sich.

Weltwoche: Woher beziehen Sie die Energie, um der Kamera, diesem schwarzen Loch, standzuhalten? Stellt man sich ein imaginäres Publikum vor?

Gubser: Es ist die Partnerin oder der Partner auf dem Set, der einem die Energie vermittelt. So kommt man in einen Spielmodus – eine Art Flow. Wenn du wirklich im Moment bist – und alles andere sozusagen weg ist, wenn du nur noch in der Szene, in der Figur und in der Geschichte bist, dann wird dieser Flow erzeugt. Man muss bedenken, die Sequenzen, die wir spielen, dauern zwischen fünfzehn und sechzig Sekunden – im Extremfall vielleicht anderthalb Minuten. Ein Drehtag ist viel anstrengender als ein Auftritt auf der Bühne. Nach einem Drehtag bist du fix und fertig. Nach einer gelungenen Theatervorstellung dagegen bist du voller Energie. Denn vom Publikum kommt etwas zurück. Und man hat die Möglichkeit durchzuspielen. Das ist auch ein Grund, weshalb ich nun wieder auf die Bühne zurückkehre.

Weltwoche: Was geschieht, wenn die Chemie mit dem Filmpartner nicht stimmt?

Gubser: Da muss man Profi genug sein, um sich selber zu helfen. Ich habe dies erlebt – zwar nicht oft. Aber es kommt vor. Und man merkt dies am Schluss dem Resultat an.

Weltwoche: Gibt es auch jene Kollegen, die sich permanent in den Vordergrund schieben, die jede Szene stehlen wollen?

Gubser: Absolut. Das habe ich auch schon erlebt. Aber je mehr Erfahrung du hast, desto schneller durchschaust du das Spiel des anderen. Das hat oft mit Licht zu tun oder mit Positionen. Das mag da und dort funktionieren. Aber auf die Länge schneidet man sich damit ins eigene Fleisch. Denn man kann nur so gut sein wie sein Gegenüber. Ich durfte mit grossen Persönlichkeiten des Fachs drehen – zum Beispiel Claudia Cardinale, David Carradine, Ben Gazzara oder Bruno Ganz. Diese Schauspieler ziehen dich rauf und machen dich besser. Es ist immer schöner, mit Leuten zu arbeiten, die besser sind als du. Aber da gibt es die sogenannten Stars, die immer probieren, die anderen klein und sich selber grösser zu machen. Aber dies funktioniert nicht.

Weltwoche: Was zeichnet den guten Regisseur aus?

Gubser: Empathie – und die Fähigkeit, eine Atmosphäre von Angstfreiheit zu schaffen. Kreativität entsteht viel eher, wenn eine gute Atmosphäre vorhanden ist: mit Leichtigkeit und Humor. Einen guten Regisseur zeichnet auch aus, dass er sehr viel über die Rollen weiss. Eigentlich hilft mir der Regisseur dann am meisten, wenn er mir eine Umgebung schafft, in der ich mich frei entfalten kann. Es gibt aber Regisseure, die das Gegenteil machen. Beispielsweise Dieter Wedel gehört zu dieser Kategorie – oder damals Hans Lietzau oder Peter Zadek. Zadek intrigierte in der Garderobe – hetzte die Schauspieler quasi gegeneinander auf. Diese Leute denken wohl, dass sie damit etwas Positives er-

«Karl und Franz Moor aus Schillers «Räubern» haben mich immer fasziniert.»

reichen können. Aber das geschieht höchstens an der Oberfläche. Ich halte dies für einen absoluten Schwachsinn. Das zerstört die Kreativität. Im Gegensatz dazu ist etwa Dani Levy ein wunderbarer Regisseur. Er schafft eine Atmosphäre, in der du dich so frei und mutig fühlst, dass du dich fallen lassen könntest – und aufgefangen wirst. Es hat wohl auch damit zu tun, dass Levy selber Schauspieler war. Aber er ist auch einfach eine coole Socke – ein lockerer Typ und kreativer Geist.

Weltwoche: Welche archetypische Bühnenfigur möchten Sie noch spielen?

Gubser: Beispielsweise Karl und Franz Moor, die ungleichen Brüder aus Schillers «Räubern», haben mich immer fasziniert. Die interessanten Figuren sind diejenigen, die grosse innere Konflikte austragen – wie auch Hamlet. Eine schwierige Figur, aber sehr spannend. Oft sind die Bösewichte die interessanteren Figuren.

Weltwoche: Aber Sie verkörpern den Guten und Netten ...

Gubser: Nicht immer. Ich habe mir gelegentlich auch Ausbedungen – beispielsweise bei Sat 1 oder beim Schweizer Fernsehen –, den Bösewicht zu spielen. Das hat mir immer grossen Spass gemacht. Aber das Typ-Casting führt bei mir in der Regel zu einem anderen Resultat – eher zum Liebhaber oder netten Kerl.

Weltwoche: Ist das gute Aussehen für einen Schauspieler Segen oder Fluch?

Gubser: Beides. Es kann dir helfen. Aber es kann auch ein Fluch sein. Deshalb muss man das Klischee manchmal brechen. In «Studers erster Fall» beispielsweise spielte ich den Pförtner, der sich dann als Mörder herausstellte.

Weltwoche: Wenn man «Tatort»-Kommissar ist, wird man zum öffentlichen Allgemeingut – wie ein Politiker oder ein Fussball-Nationaltrainer. Was lernt man daraus?

Gubser: Als das «Tatort»-Engagement zu Ende ging, war ich über das Schweizer Fernsehen zornig. Denn mir war etwas anderes versprochen worden. Man hatte mir in Aussicht gestellt, dass ich das machen kann, bis ich pensioniert werde. Aber drei Jahre vorher nahmen sie ein anderes Team – mit der Begründung, es brauche neue Köpfe. Dabei waren die Quoten gut – oder zumindest anständig und schon gar nicht so schlecht, wie das in den Medien transportiert wurde. Rückblickend war dies aber das Beste, was mir passieren konnte. Denn in einer solchen Rolle – mit der regelmässigen Präsenz und dem geregelten Einkommen – kann man faul und bequem werden. Das spürte ich bei mir. Als es dann mit dem «Tatort» fertig war, musste ich eine neue Herausforderung annehmen. Und solche Situationen gefallen mir.

Weltwoche: Wie hält man dem Druck als «Tatort»-Kommissar stand?

Gubser: Man muss sich eine dicke Haut aneignen. Nach jedem «Tatort» hast du Meinungen über das ganze Spektrum: Die einen gratulieren dir zur besten Folge aller Zeiten, die anderen finden es das Schlechteste, das sie je gesehen haben. Vor allem in den sozialen Medien, zu denen ich ein sehr gespaltenes Verhältnis habe, toben sich die Zuschauer aus. Letztlich realisierte ich aber, dass es eigentlich egal ist, was die Öffentlichkeit denkt. Denn du musst bei dir bleiben und das machen, was dir gerecht wird. Und so führte es dazu, dass ich die Kritiken gar nicht mehr gelesen habe – egal, ob positiv oder negativ. Denn ich konnte es eh niemandem recht machen, und alle wussten es besser. Ich lernte, mich unabhängig zu machen von der Meinung anderer.

Weltwoche: Welche Note würden Sie sich rückblickend für die Rolle des Kommissars Flückiger geben?



LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Gubser: Wir hatten bessere und schlechtere Folgen. Insgesamt spielte ich in zwanzig «Tatort»-Folgen. Da ist es selbstverständlich, dass es Schwankungen gibt. Ich wollte einen Kommissar spielen, den man auch in der echten Welt finden könnte – ohne grosse Macken oder psychischen Schaden, nicht drogenabhängig. So war ich auch ständig mit der Luzerner Polizei in Kontakt. Ich musste lernen, wie man eine Waffe hält, wie man jemanden anspricht, wie man eine Verhaftung vollzieht ...

Weltwoche: ... und wie man sicherstellt, dass keine echte Kugel in der Waffe ist ...

Gubser: Was Alec Baldwin passiert ist, hätte bei mir nicht geschehen können. Ich hatte Dutzende echte Waffen in der Hand. Jedes Mal, wenn mir der Requisiteur eine Pistole in die Hand drückte, zog ich den Lauf durch, drückte ab, nahm das Magazin ab und schaute in den Lauf. Erst dann zielte ich auf jemanden.

Weltwoche: Sie spielen immer mit echten Waffen?

Gubser: In der Regel. Aber die sind oft so präpariert, dass man sie nicht mehr benutzen kann. Letztlich ist aber immer der Schauspieler verantwortlich, wenn er abdrückt.

Weltwoche: Weshalb haben es die Schweizer im «Tatort» schwieriger?

Gubser: Weil sie es sich selber schwieriger machen. Den ersten «Tatort», den die Schweizer 2011 zurückzogen, hatten die Deutschen gesehen und akzeptiert. Als ich damals an der Berlinale den deutschen «Tatort»-Koordinationschef darauf ansprach, dass der Film am 17. April nicht ausgestrahlt würde, fiel der Mann aus allen Wolken. Er sagte: «Sind die denn wahnsinnig?»

Weltwoche: Was unterscheidet den Schweizer Schauspieler vom deutschen Schauspieler? Muss man als Schweizer Schauspieler möglichst deutsch werden?

Gubser: Nein. Ich denke, dass der Schweizer grundsätzlich bescheidener ist als sein deutscher Kollege. Das kann ein Vor- oder Nachteil sein. Die Schauspielerei hat viel mit Selbstvertrauen zu tun. Denn vor der Kamera musst du es bringen. Die Bescheidenheit kann aber den Vorteil haben, dass man sich eher etwas zurücknimmt. Wenn ich in Deutschland auf der Bühne stehe, werde ich nicht als Schweizer wahrgenommen.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie grundsätzlich die Entwicklung des Theaters in der Schweiz und in Deutschland? Ist das Theater nicht zu einer unglaublich politisierten und kleinkarierten Welt geworden?

Gubser: Ich muss eingestehen, dass ich nicht oft ins Theater gehe. Ich spiele gerne – vor allem die Stücke, die mich interessieren. Aber ich stelle auch fest, dass viele Dinge um der Sensation willen gemacht werden – oder um Aufmerksamkeit zu generieren. Dabei wäre das gar nicht nötig. Es reicht, wenn man ein gutes Stück so auf die Bühne bringt, wie es geschrieben wurde – schliesslich dachte sich der Autor etwas dabei.

Man muss es nicht unbedingt modernisieren oder adaptieren. Ich beendete damals mein Engagement am Residenztheater in München, weil quasi L'art pour l'art gemacht wurde. Dort waren Regisseure, die sich selber verwirklichen und ihr Weltbild auf die Bühne bringen wollten. Sie machten Theater für die Kritiker. Das hat mich nie interessiert. Ich mache Theater, um die Menschen zu berühren. In Hamburg führten wir das psychologische Stück «Die Deutschlehrerin» auf

«Als Schauspieler darf man nie zum Moralisten werden. Man muss die Personen ernst nehmen.»

– und es war totenstill im Saal. Danach kamen die Zuschauer und bedankten sich. Wenn man nur Radau macht, interessiert mich das nicht.

Weltwoche: Was lernt man als Schauspieler über das Leben, über die Existenz – quasi in dieser künstlichen Existenz?

Gubser: Als Schauspieler muss man sich mit der Psyche einer Figur beschäftigen – mit Gefühlen, mit Gedanken, mit Überlegungen. Das wichtigste Learning im Leben ist – und ich sage nicht, dass ich schon am Ziel bin – das Akzeptieren der Realität, des Moments, der Gegenwart. Seien es Gedanken oder sei es die Begegnung mit Menschen. Es ist wichtig, nicht ständig in den inneren Widerstand zu gehen und etwas anderes haben zu wollen als das, was es ist. Wenn man dies akzeptiert, läuft man mit sehr viel weniger Problemen durchs Leben. Es geht darum, das andere zu akzeptieren. Man hat als Schauspieler die Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten, die man im normalen Leben nicht hat. Jeder Mensch hat irgendwo seinen moralischen Massstab – und den hält er ein. Als Schauspieler bist du nicht daran gebunden. Und das hat einen grossen Reiz. Du kannst Situationen ausreizen, wie man es im normalen Leben nicht tun würde. Nehmen wir das Beispiel von Bruno Ganz, als er Hitler spielte. Er sagte, die grösste Aufgabe sei es, dass er die Figur nicht verrate. Er müsse Hitler ernst neh-

men: in dem, was dieser gemacht habe. Klar verurteilte er, was Hitler getan hat. Aber es war etwas anderes, wenn er die Rolle spielte.

Weltwoche: Hätten Sie diese Rolle auch angenommen?

Gubser: Das wäre eine Riesenchallenge gewesen. Eine Grenze gibt es für mich nicht. Aber ich weiss nicht, ob ich es gekonnt hätte. Ein moralisches Problem hätte ich damit aber nicht gehabt. Es ist mein Beruf, mich in andere Personen hineinzusetzen. Als Schauspieler darf man nie zum Moralisten werden. Man muss die Personen ernst nehmen. Dabei spreche ich auch aus meiner eigenen Erfahrung. Ich habe in ungefähr 200 TV- und Filmproduktionen mitgespielt.

Weltwoche: Gibt es etwas, was Sie bereuen?

Gubser: Nein. Bereuen nicht. Aber am Anfang meiner Karriere liess ich mich auf gewisse Projekte ein, die ich heute nicht mehr annehmen würde. Ich machte das auch, weil ich früh eine Familie hatte – und sie ernähren musste. Ich spreche da zum Beispiel von «Kurklinik Rosenau», einer Sat-1-Serie. Das würde ich nie mehr machen. Aber damals sicherte mir dieses Engagement ein geregeltes Einkommen – und die Präsenz verstärkte meine Bekanntheit in Deutschland. Ich verdiente erst mehr Geld, als ich brauchte, als ich etwa 34 Jahre alt war. Das war mit «Eurocops». Dann konnte ich mir sogar ein Auto kaufen. In der Schweiz ist es ganz schwierig, nur von der Schauspielerei zu leben. Wir machten im Verband unlängst eine Umfrage bezüglich der Einkommensverhältnisse – und es ist brutal, wie wenig die meisten verdienen. Als Schauspieler verdient man teilweise weniger, als wenn man an der Migros-Kasse arbeiten würde. Ohne meine Engagements in Deutschland hätte ich es nie geschafft. Es gibt natürlich schon Kollegen, die einen anderen Weg wählen. Aber wenn du eine Familie hast, wird es schwierig. Mir gab es aber auch die Basis, dass ich nun jene Dinge spielen kann, die mich wirklich interessieren. Deshalb hätte ich wohl auch mit meiner Tochter ein ernsthaftes Gespräch geführt, wenn sie Schauspielerin hätte werden wollen.

Weltwoche: Sie haben auch in Rosamunde-Pilcher-Filmen mitgespielt. Das sind auch Beispiele von Produktionen, die angeblich niemand schaut, aber am Schluss alle gesehen haben.

Gubser: Exakt. Jeder spricht dich darauf an, aber niemand gibt zu, dass er es schaut. Das ist natürlich seichte Unterhaltung. Aber wenn man den Leuten damit eine Freude machen kann, erfüllt sie ihren Zweck. Ausserdem kenne ich auch Akademiker, die sagen: «Ich will einfach vor den Fernseher sitzen, schöne Landschaften anschauen und mich von einer Liebesgeschichte unterhalten lassen.» Das ist doch legitim.

«Beltracchi. Unverfälscht». Szenische Lesung in der Tonhalle. Sa., 20. 11., 18.30 Uhr. Inkl. Ausstellung neuer Bilder in Anwesenheit von Wolfgang und Helene Beltracchi (ab 17.30 Uhr). Tickets: www.tonhallezuerich.ch
www.wortspektakel.ch





**20%
Rabatt**
mit Best-Price
Garantie

+
Geschenk
zu jeder
Matratze

Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

Black Week 22.–27. November, beschi Priise ohni Gstürm

Ab 14 Uhr und am Samstag auch ohne Termin offen.

**Exklusive
Beratungstermine:**
MO-FR vormittags:
Beratung mit Termin.
Das ganze Fachgeschäft
nur für Sie!

Unsere Fachgeschäfte:

Stampfenbachstrasse 138 | 8006 Zürich | Tel. 044 463 08 06
Altstetterstrasse 294 | 8047 Zürich | Tel. 043 466 08 06
Rodtmattstrasse 101 | 3014 Bern | Tel. 031 994 08 06
Elisabethenstrasse 42 | 4051 Basel | Tel. 061 262 08 06
Zürichstrasse 56 | 6004 Luzern | Tel. 041 552 08 87

Zürcher Strasse 170 | 9014 St. Gallen | Tel. 071 740 08 06
Zürcherstrasse 98 | 8406 Winterthur | Tel. 052 551 08 06
Rathausstrasse 9 | 6340 Baar | Tel. 041 761 08 54
Masanserstrasse 19 | 7000 Chur | Tel. 081 253 08 06
Birrfeldstrasse 5 | 5507 Mellingen | Tel. 056 222 08 06

Seestrasse 112 | 8803 Rüschlikon | Tel. 044 552 08 81 *
*** Sonntagsverkauf in der neusten Filiale in Rüschlikon.**
11:00-17:00 Uhr am 28.11.2021.
Offener Sonntag auch bei: Lotos furniture & more.

Alle Informationen und Öffnungszeiten:
schlafwohl.ch/blackweek

Stunde Null der Pandemie

Bestseller-Autor Matt Ridley hat sich intensiv mit der Herkunft des neuen Coronavirus befasst. Hier spricht er über Gen-Forschung in China und die Möglichkeit eines Laborunfalls.

Urs Gehriger

Seit bald zwei Jahren hält die Pandemie die Welt im Würgegriff und verleitet Regierungen zu immer totalitäreren Massnahmen. Während Österreich zwei Millionen ungeimpfte Staatsbürger in die häusliche Quarantäne zwingt, gleicht die Informationspolitik der Chinesen über die Herkunft des tödlichen Virus einem Atombunker.

Matt Ridley und Alina Chan haben in einer akribischen Aufarbeitung Indizien gesammelt, um dem Ground Zero der Pandemie auf die Spur zu kommen. In ihrem am Montag veröffentlichten Buch «Viral: The Search for the Origin of Covid-19» erinnern sie daran, dass sich der Fokus in den letzten Monaten grundlegend verschoben hat: «Die Hypothese eines Laborlecks hat sich von einer Verschwörungstheorie über eine blosse Möglichkeit zu einer plausiblen Hypothese entwickelt, die eine glaubwürdige Untersuchung verdient», schreiben sie im Vorwort. «Wir halten es jetzt für sehr gut möglich, dass die Pandemie durch die Arbeit von Wissenschaftlern verursacht wurde, entweder bei der Sammlung von Proben im Feld oder bei der Arbeit mit diesen Proben in einem Labor.»

Ausgerechnet Wuhan

Wie vor einem Geschworenengericht legen die Autoren ihre Indizien vor, die auf ein Laborleck hindeuten. Da ist zuerst der Fakt, dass die Beweise für einen natürlichen Ursprung der Covid-19-Pandemie fehlen. Lange ging man davon aus, dass das Virus aus dem Lebermarkt Huanan in Wuhan auf den Menschen übersprungen sei. Doch Hunderte von Proben, die den Tierkörpern auf dem Markt entnommen worden waren, wiesen allesamt keine Spuren des Virus auf.

Auch in der freien Wildbahn blieb die Suche erfolglos. 80 000 Tiere wurden untersucht, ohne dass ein Zwischenwirt gefunden wurde. Bemerkenswert indessen ist die Tatsache, dass die ersten Covid-19-Erkrankungen just in jener

Stadt aufgetaucht sind, in der ein weltweit führendes Labor für Sars-ähnliche Coronaviren betrieben wird: das Wuhan Institute of Virology (WIV), das mehr Studien zu Covid-Viren verfasst hat als jedes andere Labor und über eine grössere Datenbank zu diesen Viren verfügt als jede andere Forschungsanstalt.

«Wir wissen, dass Sars-CoV-2-ähnliche Viren von Wissenschaftlern über weite Distanzen in



Wo ist der Zwischenwirt?

dieses Labor gebracht wurden», sagt Matt Ridley im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Die Epidemie ist also an einem Ort ausgebrochen, wo Covid-Viren nicht durch Tiere, sondern durch Wissenschaftler hergebracht wurden. Dies bedeutet, dass wir die Laborleck-Hypothese sehr ernst nehmen müssen.»

Bei ihrer Suche nach dem Ursprung der Pandemie legen der Zoologe und Publizist Matt Ridley und Alina Chan, eine Molekularbiologin

am Broad Institute in Cambridge, Massachusetts, ihr Augenmerk auf einen entlegenen Ort, tausend Kilometer von Wuhan entfernt: die Kupfermine Mojiang in der Provinz Yunnan im Südwesten Chinas, nahe der Grenze zu Laos. Die Autoren zitieren aus detaillierten Studien über sechs Bergarbeiter, die 2012 nach der Arbeit in dem von Fledermäusen verseuchten Bergwerk an einer mysteriösen Lungenkrankheit litten. Drei von ihnen starben an der Infektion. Die Höhle ist seit Jahren Sperrgebiet, auch für Journalisten und Forscher.

Böse Absichten?

Der entsprechende Erreger, ein Virus mit der Bezeichnung RaTG13, wurde 2013 und in den folgenden Jahren aus der Mojiang-Mine in das Labor von Wuhan gebracht. Er ist mit dem Sars-CoV-2 zu 96 Prozent genetisch identisch. Eine Divergenz von 4 Prozent möge nach wenig klingen, werfen Kritiker ein, sie entspreche jedoch einer evolutionären Veränderung von vierzig Jahren.

Ist damit die Laborleck-These widerlegt? Nein, findet Ridley. «Wir wissen nichts Näheres darüber, was mit dem Virus aus der Mojiang-Mine gemacht wurde, aber wir wissen, dass im WIV mit anderen Sars-ähnlichen Viren Experimente durchgeführt wurden, um ihre Gene zu verändern, um verschiedene Gene von anderen Viren hinzuzufügen. Forscher infizierten damit menschliche Zellen und humanisierte Mäuse – Mäuse mit menschlichen Genen –, um zu testen, wie gefährlich diese Viren für den Menschen sein würden.»

Die Laborwissenschaftler haben lange und detaillierte Aufzeichnungen ihrer Forschung gemacht. In zahlreichen Dokumenten hätten sie Experimente mit Coronaviren offengelegt, so Ridley. «Das WIV verfügte über eine Datenbank mit mindestens fünfzehntausend Fledermausproben, die hauptsächlich in Südchina entnommen wurden. Diese Datenbank ent-

hielt die Daten und Orte der Proben und die Beschreibungen der darin gefundenen Viren.»

Doch im September 2019, drei Monate bevor die Welt erstmals von einer neuartigen Covid-19-Atemkrankheit hören sollte, wurde die Liste für Nutzer ausserhalb des WIV gesperrt, und Anfang 2020 wurde der Zugang komplett blockiert.

Was haben die Wissenschaftler am WIV geforscht? Versuchten sie, Viren als potenzielle Waffen für die biologische Kriegsführung zu entwickeln? Die simple Antwort lautet: Wir wissen es nicht. Ridley vermutet keine bösen Absichten. «Wir glauben, dass die Absicht darin bestand, Viren zu identifizieren, die Pandemien auslösen könnten.» Vielleicht auch, um entsprechende Vorsichtsmassnahmen zu entwickeln und einen Impfstoff dagegen zu entwickeln.

«Wenn dies tatsächlich das Ziel der Forscher gewesen war, dann war deren Arbeit ein Fehlschlag», sagt Ridley. «Sie haben diese Pande-

«Wir glauben, dass die Absicht darin bestand, Viren zu identifizieren, die Pandemien auslösen könnten.»

mie nicht vorhergesagt. Vielleicht war es sogar schlimmer als ein Misserfolg. Es könnte sein, dass diese Forschung tatsächlich eine Pandemie verursacht hat, anstatt sie zu verhindern.»

Laborunfälle ereignen sich weit häufiger als angenommen. Sie kommen in den USA ebenso wie in Russland und etlichen anderen Ländern vor. Versehentliche Freisetzung von Milzbrand-, Pocken-, Maul- und Klauenseuche-Erregern, des Marburg-Virus und anderer Krankheitserreger seien selbst in den sichersten und am besten geführten Laboratorien aufgetreten, so Ridley und Chan, die in ihrem Buch zahlreiche Beispiele von Laborlecks aufführen.

Zahlreiche Laborlecks

«Es gibt mindestens ein Beispiel für eine weltweite Epidemie, die in einem Labor begann. Ein Influenza-A-Stamm (H1N1) breitete sich 1977 in Nordchina aus, wurde aber bald als Russische Grippe bezeichnet, nachdem die Sowjetunion die Krankheit als Erste an die WHO gemeldet hatte.» Zu Laborlecks kam es auch wiederholt mit Coronaviren: Das erste Sars-Virus entkam mehrmals aus Labors und infizierte Menschen: im August 2003 in Singapur, im Dezember 2003 in Taiwan und 2004 mehrfach in Peking.

Die Autoren unterstreichen, dass sie über keine ultimativen Beweise für ein Laborleck verfügen. Die gemeinhin bekannten Indizien häufen sich jedoch in einer Intensität, die eine minutiöse Untersuchung aufdrängt.

So gab das US-Aussenministerium im Januar 2021 bekannt, Beweise dafür zu haben, dass Mitarbeiter des Wuhan-Labors zu den ersten Covid-19-Fällen gehörten. Im Mai 2021 berichtete das

Wall Street Journal über einen bisher nicht veröffentlichten Bericht des US-Geheimdiensts, nach dem drei Forscher am WIV in Wuhan im November 2019 so krank gewesen waren, dass sie sich ins Krankenhaus begaben.

Peking stellt ein Laborleck vollumfänglich in Abrede. «Um den Verdacht zu widerlegen, dass Sars-CoV-2 aus der Sammlung von Virussequenzen oder -proben im WIV stammt, hätte Peking diese Datenbank leicht mit anderen Wissenschaftlern teilen können. Stattdessen mauert die chinesische Regierung bis heute.» Das ist nicht bloss verdächtig, so Ridley, sondern auch grobfahrlässig gegenüber der Weltbevölkerung. «Welchen Sinn hat es, Viren zu



sammeln, wenn man die Daten versteckt, falls es tatsächlich zu einer Pandemie kommt?»

Bei der Suche nach dem Ursprung gehe es um viel mehr als darum, einen «Schuldigen» zu finden. «Wenn wir nicht herausfinden, wie diese Pandemie begann, sind wir schlecht gerüstet, um zu wissen, wann, wo und wie die nächste Pandemie ausbrechen könnte», so Ridley.

«Die Massnahmen, die wir ergreifen sollten, falls es sich um eine Infektion auf einem Wildtiermarkt handelt, unterscheiden sich stark von denen, die wir ergreifen sollten, wenn es sich um einen Laborunfall handelt.» Ausserdem sei eine profunde Untersuchung notwendig, um künftige Übeltäter abzuschrecken. Terroristen, die mit Biowaffen operieren könnten, würden sich sonst in Sicherheit wiegen darüber, dass sie mit Massenvernichtungsplänen ungeschoren davonkämen.

Das Interview mit Matt Ridley auf Englisch auf www.weltwoche.ch/International

Matt Ridley, Alina Chan: Viral. The Search for the Origin of COVID-19. Harper. 416 S., Fr. 23.80



INSIDE WASHINGTON

Kesseltreiben gegen Rittenhouse

Es ist eine Sache, wenn die Voreingenommenheit der Mainstream-Medien Wahlen kippt. Eine andere ist es, wenn diese die Justiz beeinflussen – wie gegenwärtig im Fall Kyle Rittenhouse. Der Teenager ist in Kenosha, Wisconsin, des Mordes angeklagt. Bei gewalttätigen Demos nach dem Tod von George Floyd hat der damals Siebzehnjährige zwei Menschen erschossen. Sollte ihn die Jury wegen Selbstverteidigung freisprechen, befürchten die Bewohner neue Gewaltorgien.

Seit Tagen schüren die Medien das Feuer. CNN-Nachrichtensprecher Don Lemon bezeichnete Rittenhouse als Bürgerwehraktivisten, der «die Staatsgrenzen überschritt und sich in eine Situation einmischte, mit der er nichts zu tun hatte, und der eine Waffe trug, die er nicht hätte tragen dürfen, weil sie illegal war». Praktisch nichts davon ist wahr. Sein Vater und seine Grossfamilie lebten in Kenosha, und der Richter wies die Anklage wegen illegalen Waffenbesitzes ab.

Auf MSNBC beschrieb Paul Butler, Rechtsprofessor der Georgetown University, Rittenhouse als «schiesswütigen Selbstjustizler, der bei einer «Black Lives Matter»-Demo Amok lief». Die Lage war keineswegs so simpel, wie auf Filmaufnahmen erkennbar ist. Es war eine «chaotische Szene, in der Rittenhouse mit einer Waffe bedroht, wiederholt geschlagen und eine Strasse hinuntergejagt wurde», so Jonathan Turley, Rechtsprofessor der George Washington University. Rittenhouse ist weiss, und auch die Männer, die er erschossen hat, waren weiss.

Der vorsitzende Richter wies die Geschworenen an, «auf die Meinung von niemandem zu achten, auch nicht auf die des US-Präsidenten», der im Wahlkampf Rittenhouse als «weissen Rassist» diffamierte. Der Doyen unter Amerikas Juristen, Alan Dershowitz, rät Rittenhouse, die Medien zu verklagen, wenn die Sache vorbei ist, weil sie sich nicht an Fakten halten.

Amy Holmes

Ein Hase namens Hippolyte

Was macht die Magie eines teuren Hotels aus?

Am «Le Bristol» in Paris lässt sich zeigen, wie Luxus beseelt werden kann.

David Schnapp

Paris
Es ist gar nicht so einfach, zu sagen, wann ein Fünfsternehotel nicht mehr nur aufreizend teuer und natürlich auch entsprechend komfortabel ist, sondern so etwas wie Magie verströmt. Natürlich, eine Geschichte zu haben, hilft oft, aber sie erklärt noch nicht, warum manche Luxushäuser zwar alt sind, aber es ihnen dennoch an Ausstrahlung mangelt.

Im Falle des «Le Bristol» an der prestigeträchtigen Rue du Faubourg Saint-Honoré im Zentrum von Paris lässt sich vielleicht erklären, wie traditioneller Luxus beseelt werden kann. Das Haus mit 190 Zimmern wird seit 1925 als Hotel geführt und gehört heute zur Oetker-Gruppe. Nach einem längeren Covid-Dämmer-schlaf ist es jetzt wieder zum Leben erwacht, Grund genug für ein paar Nächte in Paris.

Hippolyte Jammet, der 1923 die Parzelle kaufte, auf der er sein Hotel mit modernen Methoden und Exklusivitäten wie einer Klimaanlage errichtete, war ein rastloser Innovator, er erdachte etwa den kleinen, beweglichen und beleuchteten Spiegel, der heute aus keinem Fünfsterne-Badezimmer mehr wegzudenken ist.

An Jammet erinnert in unserem Zimmer ein weisser Stoffhase mit grüner Schürze, auf die der Vorname Hippolyte gestickt ist. Checken Kinder ein, bekommen sie das Spielzeug als Präsent, zusammen mit einem kleinen Behälter in Kofferform, in dem sich zwei Kekse mit fröhlichen Gesichtern aus Zuckerglasur sowie ein biologischer Apfel-Sauerkirschen-Saft befinden.

Maskottchen des Hauses

Die aufwendige Detailverliebtheit, mit der diese kleine Aufmerksamkeit für kleine Gäste präsentiert wird, erklärt einen Teil der Magie, die «Le Bristol» von vielen anderen Hotels dieser Qualitätskategorie abhebt. Luxus kommt hier mit einer gewissen Leichtfüßigkeit und mit warmem Charme daher. Dazu passt auch, dass neben der Telefonzentrale im Eingangsbereich eine weisse Katze einquartiert ist, sie ist so etwas wie das Maskottchen des Hauses, manchmal sitzt sie auf dem Tresen des Telefonschalters oder schläft unter dem Tisch.



Magische Momente:
«Le Bristol» in Paris.

Die 190 Zimmer des Hauses sind individuell eingerichtet, an den Wänden hängen Originalbilder oder Stiche, Vorhänge, Möbel, selbst das Toilettenpapier scheint ein sorgfältiges Auswahlverfahren passiert zu haben. Die Konfitürengläser beim Frühstück sind in einem massiven Silberständer aufgereiht, und die Teller und Tassen aus dem Maison Raynaud aus Limoges mit filigranen Naturzeichnungen sind von ausgesuchter Schönheit.

Das alles kann man ja auch erwarten bei Preisen, die nicht selten über 1000 Euro pro Nacht betragen, liesse sich jetzt einwenden. Das ist natürlich richtig, und teures Porzellan alleine kann den «Bristol»-Zauber nicht erklären. Aber die Liebe zum Detail geht in der (Frühstücks-) Küche des «Café Antonia» konsequent weiter. Sauerteigbrot und Croissants stammen aus den eigenen «Ateliers», das «Le Bristol» gehört zu den wenigen Pariser Fünf-Sterne-Häusern, die selbst backen.

Wer Œufs Bénédicte bestellt, erhält zwei akkurat getoastete runde Muffins, belegt nicht bloss mit banalem Schinken, sondern mit einer

aromatischen Scheibe Rinderzunge, darauf liegen perfekt pochierte Eier, die schliesslich von einer sonnengelben Sauce hollandaise mit schöner Fett-Säure-Balance bedeckt sind. Es ist bloss ein Frühstücksei, aber es sagt viel aus über das hier gepflegte Verständnis von Qualität.

Mittags essen wir im Ein-Stern-Restaurant «114 Faubourg», das eine hochwertige zeitgemässe Brasserieküche bietet. Die Gäste sitzen auf zwei Etagen, die offene Küche aber ist im unteren Stockwerk, so dass die Kellner mit vollen Serviertablets immer wieder die Treppe nach oben müssen. Allein die Geschwindigkeit und die Eleganz, mit der sie während eines Mittagessens die Tritte hinaufsprinten, sind nachgerade spektakulär.

Vollendete Stilsicherheit

Das lässt sich auch auf die Gerichte übertragen, für die in oberster Instanz Eric Frechon zuständig ist, der mit dem Restaurant «Epicure» im «Le Bristol» auch gleich noch eines der besten Drei-Sterne-Restaurants der Stadt betreibt. Die cremige Artischockensuppe mit Trüffel-emulsion und gebratener Gänseleber etwa oder die im ganzen *à la meunière* gebratene, saftige Seezunge, deren Filets am Tisch in formvollendeter Stilsicherheit von der Gräte gelöst werden, sind Zeugen der ewigen Werte der klassischen französischen Küche.

Die Seele eines Hotels sind die Mitarbeiter, heisst es oft. Die Konsequenz, mit der die Angestellten im «Le Bristol» das Exzellenzverständnis des Hauses in jeder alltäglichen Kleinigkeit anwenden, macht das Hotel aussergewöhnlich. Das geht vom Poissonnier, der die Seezunge punktgenau brät, über den Kellner, der die Treppe mit Tablets hinaufrennt, bis zum Portier, der sich an meinen Namen erinnert. Es sind viele magische kleine Momente, die den grossen Zauber eines schönen Hotels ausmachen, und die Voraussetzung dafür ist wohl, dass es gelingt, ein Haus zu beseelen. Im «Le Bristol», so viel steht fest, ist das gelungen.

Le Bristol, 112, rue du Faubourg Saint-Honoré, 75008 Paris. www.oetkercollection.com

Deutschland hat es nicht geschafft

Angela Merkel zieht eine positive Bilanz nach der Flüchtlingskrise. Sie irrt.



Angela Merkel zieht Bilanz und behauptet in einem Interview mit der Auslandspresse im Hinblick auf die Flüchtlingskrise 2015/16, dass wir Deutschen es geschafft hätten. Eine Aussage, die nicht nur bei mir Verwunderung hervorruft, sondern sicherlich auch bei den vielen Menschen, die seit 2015 mit den Auswirkungen dieser Politik zu kämpfen haben.

Ja, man fragt sich, in welchem Paralleluniversum die Kanzlerin lebt, da sie bis jetzt offensichtlich weder etwas von den Auswüchsen der Zuwanderung in den letzten Jahren noch von der Situation an der polnisch-belarussischen Grenze mitbekommen zu haben scheint.

Sechs Jahre hatte man Zeit, aus 2015/16 zu lernen. Sechs Jahre hat man nichts getan, um die europäischen Grenzen zu sichern und den Fluchtanreiz Nummer eins, das deutsche Sozialsystem, zu tilgen. Noch immer strömen jährlich völlig unkontrolliert Menschen in der Grössenordnung einer Grossstadt nach Deutschland. Sie alle benötigen Wohnraum, Verpflegung, Schul- und Kitaplätze. Nichts davon ist derzeit einfach zu bekommen. Für Einheimische, deren Kosten nicht vom Amt übernommen werden, oft noch viel weniger.

Wenn es um die Zuwanderung geht, werden in Deutschland seit Jahren endliche Kapazitäten ignoriert. Das Resultat sind Verteilungskämpfe um das, was «im besten Deutschland aller Zeiten» (Frank-Walter Steinmeier) ohnehin nur spärlich vorhanden ist. Kämpfe, die meist auf dem Rücken derer ausgetragen werden, die sowieso kaum etwas haben. Kinder aus bildungsfernen Schichten, die sich in Schulklassen mit einem Migrantenanteil von teilweise 80 oder

90 Prozent wiederfinden, oder Rentner, die an der Tafel plötzlich mit jenen konkurrieren müssen, für deren Kost und Logis anderweitig gesorgt ist. Das Flüchtlingsheim steht eben meist nicht dort, wo man sich eine Fotovoltaikanlage auf das Dach schraubt, sondern da, wo der Strom abgestellt wird.

Ein bisschen Kabul ist allerdings überall: Kurz bevor die Kanzlerin darüber spricht, dass wir es geschafft hätten, sticht wieder einmal einer um

Was die Kanzlerin zurücklässt, ist eine Gesellschaft, deren Spaltung mit ihrer Entscheidung begann.

sich. Dieses Mal im ICE zwischen Regensburg und Nürnberg. Danach einer in Hamburg. Er flüchtet nackt, nur für den Fall, dass Zweifel an seiner psychischen Erkrankung aufkommen. Deutschland gleicht immer mehr einer Freiluftanstalt für die religiös und anderweitig Fanatischen dieser Welt. Gab es vor 2015 jemals so viele Messerattacken und psychisch erkrankte Täter?

Die drängende Frage: Was haben wir genau geschafft, Frau Merkel? Allenfalls, dass die Situation für Bürgerinnen eine andere ist als vorher. Dass mir Frauen Mails schreiben, in denen sie schildern, dass sie keine Ruhe mehr haben, seit in der Nähe ihrer Schule eine Flüchtlingsunterkunft steht. Die Kölner Domplatte ist überall: im Drogeriemarkt, in dem Mia vom Asylbewerber Abdul Mobin D. erstochen wurde, genau wie in der Dreisam, in der Maria Ladenburger zum Sterben abgelegt wurde, nachdem sie der Afghane Hussein K. vergewaltigt hatte.

Was ist mit Susanna, die vom Iraker Ali B. getötet wurde? Was mit der Frau aus Freiburg, die von elf Männern vergewaltigt wurde? Zehn von ihnen kamen als Flüchtlinge nach Deutschland. Und haben Sie Anis Amri, den Attentäter vom Breitscheidplatz, vergessen, der sich unter vierzehn verschiedenen Identitäten registrieren liess?

Wer im Hinblick auf die Zuwanderung von 2015/16 das Fazit zieht, dass wir es geschafft hätten, ehrt nicht die vielen Helfer, von denen ein grosser Teil mittlerweile genauso desillusioniert ist wie viele andere, sondern verhöhnt die Opfer einer katastrophalen Politik gegen die eigene Nation und Gesellschaft. Dabei geht es keinesfalls darum, zu behaupten, dass es unter Deutschen keine Kriminellen gibt, sondern darum, hervorzuheben, was veränderbar gewesen wäre, wenn man Grenzen kontrollieren und Menschen abschieben würde, die ausreisepflichtig sind.

Was Angela Merkel tut, ist leugnen: vor allem den Schmerz, der vielen durch diese Asylpolitik zugefügt wurde. Es geht nicht nur um die direkten Opfer, sondern auch um jene, die täglich aus beruflichen Gründen mit den Auswüchsen der Migration zu kämpfen haben. Menschen, die am Ende ihrer Kräfte sind und ganz genau wissen, dass wir es nicht geschafft haben.

Was die Kanzlerin zurücklässt, ist eine Gesellschaft, deren Spaltung mit ihrer Entscheidung begann. Ein Land, in dem sich ein Grossteil nicht mehr traut, offen seine Meinung zu sagen. In dem man schon lange genug von weiterer Zuwanderung hat und in dem immer noch nichts dagegen unternommen wird.

Bern und Zürich setzen auf Gewalt

Mit brutalen Verhaftungen heizen die grossen Städte den Gegnern des Covid-Gesetzes ein. Die rot-grüne Wählerklientel applaudiert.

Alex Baur

Der Video-Clip ging auf den sozialen Netzwerken viral. Aufgenommen wurde er am Freitag, 12. November, um 15 Uhr 20, am Rande einer bewilligten Coronakundgebung in Bern Wankdorf. Es war ein friedlicher Event mit Trycheln und Fahnen. Grössen der Skeptiker-Szene von Robert Kennedy über Reiner Füllmich bis Sucharit Bhakdi sprachen vor mehreren Tausend Menschen. Doch davon wurde in den Medien kaum berichtet. Umso grösser die Aufmerksamkeit für den Clip.

Wie einen Terroristen behandelt

Auf dem Video ist ein Mann zu sehen, der von einem halben Dutzend Polizisten eingekreist wird und, scheinbar gelassen, mit diesen diskutiert. Während der Unbekannte einem Polizisten seinen Ausweis übergibt, zieht sich ein zweiter seelenruhig die Handschuhe über. Dann, völlig überraschend, aber offensichtlich koordiniert, stürzen sich die Ordnungshüter auf den Mann. Der Polizist mit den Handschuhen nimmt ihn in den Würgegriff, die anderen zeren ihn hinter ein Polizeiauto.

Die *Weltwoche* konnte den Filmherausfindig machen. Er heisst Jossiah, ist sechzehn Jahre jung, Lehrling, lebt in einer kleinen Berner Gemeinde. Jossiah führt uns zum Verhafteten: ein 45-jähriger Landwirt, der heute von einer IV-Rente lebt. Es ist sein Vater. Bis zum Dezember 2020 hatten sie nie etwas mit Demonstrationen am Hut. Der weihnächtliche Shutdown trieb die beiden auf die Strasse. Seither ging vor allem der Sohn an Kundgebungen gegen das Corona-Regime.

Wie die beiden übereinstimmend berichten, hatte sich Jossiah wegen einer Verletzung am Fuss etwas abseits der Veranstaltung auf ein Mäuerchen gesetzt. Die Polizisten stürzten sich offenbar daran, dass der Vater mit einem «Malerklebband» in der Nähe eine Affiche zur Covid-Abstimmung aufkleben wollte. Sie verlangten einen Ausweis, den er anstandslos herausrückte. Laut seiner Darstellung schlug ihm der Polizist mit den Handschuhen während der Verhaftung hinter dem Auto mehrmals voll ins Gesicht.

Tatsache ist: Als die Polizisten mit dem Verhafteten wieder hinter dem Auto auftauchten,



Erfreut das Justemilieu: Polizei-Aktion im Impfdorf im Zürcher Hauptbahnhof.

blutete er aus der Nase und hatte mehrere Schürfwunden im Gesicht. Als Jossiah sich als Sohn des Verletzten zu erkennen gab, wurde er für 24 Stunden aus der Stadt verbannt. Neben den Wunden im Gesicht beklagte sich der Vater über Verstauchungen. Gegen 18 Uhr war er wieder frei. Was ihm vorgeworfen wird, ist ihm nicht klar.

Etwas Gravierendes kann es nicht sein. Sonst hätte man ihn nicht nach zwei Stunden freigelassen. Das Malerklebband und die Abstimmungsunterlagen wurden beschlagnahmt. Der Mann versichert, man hätte ihn nicht wie einen Terroristen zu Boden werfen und fesseln müssen. Er wäre freiwillig auf den Posten mitgegangen. Das Video untermauert dies.

Die brutale Verhaftungsaktion, die jede Verhältnismässigkeit missen lässt, ist kein Einzelfall. In den sozialen Netzwerken zirkuliert eine Reihe ähnlicher Clips. Sie erinnern an den brutalen Einsatz von Zermatt, wo ein Kontingent von 35 schwerbewaffneten Walliser Kantonspolizisten die Wirtfamilie Aufdenblatten überfallmässig heimsuchte und plattwalzte, weil sich diese dem Zertifikats-Regime verweigerte (*Weltwoche* Nr. 45/21, «Skandal im Skigebiet»). Das Ge-

richt hob die offenkundig unverhältnismässige Sippenhaft auf.

Unfriedliche Gegenaktion der Antifa

Eine der Brutalo-Szenen, die auch in den sozialen Medien zirkuliert, konnte der Schreiber anlässlich der Eröffnung des «Impfdörfli» im Zürcher Hauptbahnhof am 8. November aus nächster Nähe beobachten. Die Organisation «Mass-voll!» hatte per 17 Uhr 30 zu einer spontanen Protestaktion vor Ort aufgerufen. Ob die Kundgebung legal war, ist rechtlich umstritten. Wie Viola Rossi von «Mass-voll!» erklärte, hatte sie den Event bei der Stadtpolizei mehrmals telefonisch angemeldet.

Laut Strassburger Gerichtshof ist ein «spontaner Protest» nicht bewilligungspflichtig, eine Meldung bei der Polizei reicht. Gemäss Bundesgericht ist von einer spontanen Kundgebung auszugehen, wenn der Anlass dazu nicht mehr als 48 Stunden zurückliegt (Urteil 1C—140/2008). Ob der Regierung das Anliegen gefällt, ist dabei völlig belanglos. Die öffentliche Ordnung und Sicherheit ist das einzige Kriterium. «Mass-voll!» zeichnet sich durch Verzicht auf Gewalt aus. Dass

die Protestler ins Impfdörfli eindringen würden, um dort Tennis zu spielen oder sich vor den Zugängen anzuketten, wie es Klimaaktivisten tun, wäre artfremd. Auch eine Beeinträchtigung des Verkehrs war nicht zu befürchten. Die einzige Gefahr ging von einer möglichen Gegenaktion der weniger friedlichen Antifa aus.

Nach 17 Uhr bildeten sich allmählich lose Ansammlungen im Umfeld des Impfdörfli, wobei die Protestler nicht von Neugierigen zu unterscheiden waren. Niemand belästigte die Senioren, die für ihren Booster samt Gratis-Berliner Schlange standen. Doch ein massives Aufgebot von verummten und demonstrativ schlechtgelaunten Stadt- und Kantonspolizisten in Krawallmontur machte mit willkürlichen Personenkontrollen und Platzverweisen schnell klar, dass keine Ansammlung auf dem öffentlichen Grund geduldet würde. Aus welchem Grund auch immer.

Zufällig an der Demo vorbeigekommen

Um 17 Uhr 51 kommt es gemäss Videoaufzeichnungen zu einer brutalen Verhaftung. Ein Mann regt sich über die Kontrollen auf. «Ich bin Schweizer Bürger, ich zahle meine Steuern, sie müssen nichts von mir haben, es gibt keinen Grund», ruft er, «lassen Sie mich in Ruhe, dann gehe ich heim...» Er hat kaum ausgesprochen, als sich ein halbes Dutzend Uniformierte auf den Mann stürzen und ihn zu Boden werfen. Der Mann ruft panisch nach Hilfe. Die Umstehenden skandieren: «Liberté!», während mindestens ein Dutzend Polizisten den Gefesselten in die nahe Wache schleppen.

Auch hier bewegt sich die Polizei in einem rechtlichen Graubereich. In der Schweiz besteht keine generelle Ausweisungspflicht. Die Polizei hat zwar das Recht, einen Verdächtigen zur Abklärung der Identität auf die Wache mitzunehmen. Doch eine Kontrolle bedarf eines konkreten Anlasses. Ob «Herumstehen beim Impfdörfli» für einen Verdacht ausreicht, erscheint fraglich. Vor allem wenn der Betreffende bereit ist, wegzugehen. Der martialische Auftritt der Polizei vermittelte vielmehr den Eindruck, dass sie die Eskalation richtiggehend suchte.

Auch hier gelang es der *Weltwoche*, den Betroffenen zu eruieren. Es handelt sich um einen 43-jährigen Zürcher, der in der Werbebranche arbeitet. Auch er erklärt, dass er vor der Corona-Krise mit Demos nichts am Hut hatte. Er lehne Gewalt ab. Als er auf dem Weg zum Sportstudio beim Impfdörfli vorbeischaute, sei noch unklar gewesen, ob die Kundgebung bewilligt war und ob er sich daran beteiligen wollte. Zufällig habe er vor Ort ein paar alte Freunde getroffen.

Doch er habe sich bereits verabschiedet und sei in Richtung Sportstudio unterwegs gewesen, als er verhaftet wurde. Die erwähnten Freunde bestätigen dies gegenüber der *Weltwoche*. In der Haft wurde der Mann splinternackt ausgezogen. Die Nacht verbrachte er, anders als vom *Blick* be-

hauptet, in einer Gefängniszelle. Er kam erst gegen Mittag des folgenden Tages wieder frei. Als Haftgrund habe man «Hinderung an einer Amtshandlung» vorgeschoben.

Gnade für Chaoten

Das rabiate, auf Eskalation ausgelegte polizeiliche Vorgehen gegen die mit ihren Trycheln lauten, aber partout friedfertigen Corona-Demonstranten erscheint auch deshalb befremdlich, als gerade in Zürich und Bern veritable Saubannerzüge gegen den Kapitalismus auch mal als «Teil der Stadtkultur» verbrämt werden.

Wenn Hausbesetzer, Reitschüler oder Antifas unter den Augen der Polizei straflos für die gute Sache wüten, greifen die politischen Verantwortlichen zum Mantra der «Deeskalation». Eher schlüpft ein Wasserwerfer durch ein Nadelöhr, als dass eine Polizeitruppe eine illegale Velodemo, die den Verkehr zu Stosszeiten stundenlang lahmlegt, einkesseln und die Missetäter abführen würde. Und wenn Linksextremisten auf einen legalen Umzug von Abtreibungsgegnern losgehen, vertreibt man nicht etwa die Gewalttäter aus der Stadt, sondern die Bibeltreuen.

Selten wurde die Doppelmoral so unverfroren zur Schau gestellt. Demonstrationsfreiheit in den rot-grünen Städten gilt nur für die eigene Wählerklientel. Das hat nicht nur damit zu tun, dass sich die Jungmannschaft der Stadtoberen gerne in der Reitschule oder in den besetzten Häusern herumtreibt. Das Justemilieu freut sich über jeden «Covidioten» oder «Schwurbler», der mal richtig amtlich durchgeprügelt wird. Die Antifa-Schlägertruppen stehen der Polizei im medial angeheizten «Kampf gegen rechts» auch gerne mal zur Seite. Die Kriminalisierung des Corona-Widerstandes wird dabei nicht bloss billigend in Kauf genommen, sie ist das Ziel.



Graffenrieds rechte Hand und die Reithalle

Wenn es gegen Corona-Demonstranten geht, fahren die Berner grobes Geschütz auf und gehen in Kampfmontur auf harmlose Kundgebungsteilnehmer los. Bei den linken Chaoten von der Reitschule lassen dieselben Behörden trotz gravierender Vorfälle Milde walten.

Nun will der Berner Stadtrat Alexander Feuz (SVP) den Behörden Beine machen. Er hat Strafanzeige wegen Begünstigung eingereicht. Es geht um die Vorfälle, die sich am 23. Oktober 2021 im Umfeld der Reithalle ereigneten. Dort warfen Unbekannte Steine auf Reisebusse, in denen Personen saßen, die an der bewilligten Corona-Demo teilnehmen wollten. Auch gegen die Polizei, die wegen eines Unfalls vor Ort war, kamen Steine geflogen. Ein Beamter und eine Frau wurden verletzt. Die Täter flüchteten wie üblich in die Reitschule, worauf Beamte in Kampfmontur die Reitschule einkesselten.

Einflussnahme?

Alles war bereit für eine Razzia, doch die Einsatzkräfte bekamen von der Staatsanwaltschaft keinen Durchsuchungsbefehl. Laut der linken *Wochenzeitung* (*Woz*) tauchten der Co-Generalsekretär von Stadtpräsident Alec von Graffenried, Grossrat Blaise Kropf (Grüne), und andere Politiker plötzlich vor Ort auf, «um eine Durchsuchung und eine weitere Eskalation zu verhindern». Die Polizei zog unverrichteter Dinge wieder ab.

Hat von Graffenrieds rechte Hand die drohende Durchsuchung eines Berner Hotspots gestoppt? Dürfen künftig auch andere Dritte im Fall einer drohenden polizeilichen Intervention auf den Beizug städtischer Chefbeamter zählen? Sowohl Kropf als auch sein Chef von Graffenried dementierten eine Einflussnahme.

Offenbar war der Generalsekretär zufällig vor Ort. Allerdings sind die Berner in der Vergangenheit nicht gerade dadurch aufgefallen, dass sie bei Rechtsverstössen in der Reitschule durchgegriffen hätten. Ein Beispiel dafür ist das Gebäude selbst, das unter Denkmalschutz steht, von den Reitschülern aber ungestraft mit Graffiti und Kampfparolen verunstaltet worden ist. «Jeder private Hausbesitzer in der Altstadt, der seine Fensterläden mit rosaroter Farbe anfärben würde, müsste mit einer saftigen Busse rechnen», sagt Feuz. Nun ist es an der Justiz, zu klären, was Sache ist.

Hubert Mooser

Überraschungsgast im Tanz ums Elysée

Einst ein farbloser Provinzler, steigt Michel Barnier zum Rivalen von Präsident Macron auf. Der EU-Brexit-Unterhändler verspricht einen Stopp der Einwanderung.

Jürg Altwegg

Am Abend zuvor hatten sie erstmals im Fernsehen die Klängen gekreuzt. Wenige Stunden später standen die fünf Kandidaten, die für die Partei der Republikaner (LR) in den Wahlkampf um die Präsidentschaft ziehen wollen, friedlich vereint am Grab von Charles de Gaulle in Colombey-les-Deux-Eglises. Ein 44 Meter hohes Lothringer Kreuz erinnert an den verstorbenen General, der hier ein bescheidenes Landhaus bewohnte, «La Boiserie». Von weitem ist das Monument des nach seinen zwei Kirchen benannten 700-Seelen-Dorfs zu sehen. Das Kreuz mit dem Doppelbalken war das Symbol der Freien Französischen Streitkräfte. Es zierte ihre Panzer und Helme.

Am 9. November feiern die Franzosen jeweils nicht den Fall der Berliner Mauer. Sie gedenken des Tods von General de Gaulle. Längst pilgern an diesem Tag auch Sozialisten und Rechtsextremisten, die seine historischen Gegenspieler waren, nach Colombey-les-Deux-Eglises. Wenn Wahlen anstehen, wird die Instrumentalisierung noch grotesker.

Abstellgleis Brüssel

Emmanuel Macron zelebrierte schon während der Pandemie mehrere De-Gaulle-Jahrestage. Und am Abend des 9. November lancierte er seine zweite Impf- und Wahlkampagne. Mit seinen Ansagen reagierte er auf die TV-Debatte der Republikaner am Vorabend. Die Rentenreform wird endgültig auf die Zeit nach der Wahl verschoben, ohne Nachweis einer aktiven Jobsuche gibt es kein Arbeitslosengeld mehr, und im Namen der nationalen Unabhängigkeit werden neue Atomkraftwerke gebaut.

Für die Republikaner als historische Gaullisten, die 2017 erstmals nicht in die Stichwahl kamen, geht es ums Überleben. Damals traten bei den Vorwahlen ein ehemaliger Präsident – Sarkozy – und zwei Ex-Premierminister gegeneinander an: Alain Juppé und François Fillon. Gegen Bezahlung von zwei Euro konnte jeder Einwohner teilnehmen. Das Auswahlverfahren und Fillons Fiasko haben tiefe Gräben hinterlassen. In den vergangenen Wochen mutierte

überraschend der Ex-EU-Kommissar Michel Barnier zum Favoriten.

Barnier, Jahrgang 1951, ist seit einem halben Jahrhundert politisch tätig. Bekennender Gaullist ist er noch länger, seit seiner Kindheit in Savoyen. Im Alter von 27 Jahren wurde er zum jüngsten Abgeordneten gewählt. 1992 organisierte er zusammen mit Jean-Claude Killy die Olympischen Winterspiele von Albertville. Des-



Kirchen statt Moscheen:
Gaullist Barnier.

halb bekam Jacques Chirac, damals noch Stadtpräsident von Paris, keine Sommerolympiade. Er entsorgte den als Provinzpolitiker und Langweiler verachteten Barnier nach Brüssel – wohin ihn später auch Sarkozy aufs Abstellgleis schickte: Barnier hatte bei den Präsidentschaftswahlen stets auf das falsche Pferd gesetzt. Dazwischen war er Parlamentarier und Minister für Umwelt und Landwirtschaft. Ein Jahr lang auch Aussenminister.

Aus dem Ruhestand holte ihn Jean-Claude Juncker, dem er bei der Wahl zum Spitzenkandidaten der Konservativen im Europaparlament unterlegen war, und beauftragte ihn mit den Brexit-Verhandlungen. Barnier erwarb sich den Respekt der Briten und aller EU-Mitgliedstaaten, die er unermüdlich informierte und konsultierte. So wie er verhandelte, werde er regieren, sagt Barnier.

An der Debatte im Fernsehen ging es nicht ganz so friedlich zu und her wie am Grab von de Gaulle. Doch alle waren bemüht, den nachmaligen Sieger nicht im Voraus zu beschädigen. Die Angriffe von Valérie Pécresse und Xavier Bertrand stärkten Barniers Profil als Leader. Es wird schwierig sein, diese Dramaturgie umzukehren. Seine Grenzen aber konnte Barnier nicht verbergen: Der Siebzigjährige hatte sichtlich Mühe, über die Distanz zu kommen.

De Gaulles Albtraum

Innere Sicherheit und Einwanderung waren die Themen der Debatte – die Macron bei seiner Ansprache an die Nation ausklammerte. «Die Immigration ist eine Revolution», sagte der Aussenseiter Eric Ciotti, Abgeordneter der Côte d'Azur, und eine «Invasion». Barnier will sie stoppen: keine Asylbewerber und keine Familienzusammenführung, nur noch halb so viele ausländische Studenten. Mit den französischen Verfassungsrechtlern habe er gesprochen, den Konflikt mit den europäischen Instanzen nimmt er in Kauf.

Eric Zemmour, der nationalistische Publizist, von dem erwartet wird, dass er ins Rennen um die Präsidentschaft steigt, hat die These von der «grossen Umvolkung» übernommen und setzt die Republikaner unter Druck. Einmal mehr finden sie Zuspruch bei de Gaulle. «Sein Albtraum», schreibt Franz-Olivier Giesbert in seiner neuen Biografie des Generals, sei Wirklichkeit geworden. Um die islamische Masseneinwanderung zu verhindern, habe de Gaulle Algerien, das ein französisches Departement war, in die Unabhängigkeit entlassen. Gegen den Protest der Rechtsextremisten.

«Glauben Sie, dass Frankreich zehn Millionen Muslime absorbieren kann?», zitiert Giesbert aus de Gaulles Gesprächen mit dem Schriftsteller und Politiker Alain Peyrefitte: «Aus zehn Millionen, die sich im Mutterland niederlassen, werden zwanzig und dreissig Millionen.» Sein Dorf würde nicht mehr nach seinen Kirchen benannt, sondern einen neuen Namen bekommen: «Colombey-les-Deux-Mosquées».

HERODOT



Am Montag weilte Bundesrat Cassis in Brüssel, um den Gesprächsfaden mit der EU wieder aufzunehmen, wie es hiess. Auch als Gegner des beerdigten Rahmenabkommens, das die Schweiz zu einer Art Protektorat der EU gemacht hätte, komme ich nicht umhin, die Bedeutung gedeihlicher Beziehungen mit der uns umgebenden Staatengemeinschaft anzuerkennen. Die EU erwartet von uns – völlig zu Recht – klare Vorstellungen, wie wir das Verhältnis zu ihr längerfristig gestalten möchten. Doch dies verbindlich zu formulieren, ist für unseren Aussenminister eine *mission impossible*, denn in unserer Parteienlandschaft ertönt dazu eine unsägliche Kakophonie der Widersprüchlichkeiten und Absurditäten. Unsere politische Klasse ähnelt diesbezüglich einem sprichwörtlichen «Sauhaufen».

Am ehesten haben noch die Präsidenten von FDP und CVP-Mitte innenpolitisch realistische Vorstellungen vom Verhältnis zur EU, aber zusammen scharen diese beiden einst staatstragenden Parteien bloss noch gut ein Viertel der Stimmen hinter sich; knapp so viel wie die SVP alleine. Zudem stehen sie in Sachen EU alles andere als geschlossen hinter ihren Präsidenten. Die FDP delegiert zwei EU-Turbos in die massgebliche Aussenpolitische Kommission, wo sie ihrem Vertreter im Bundesrat zusammen mit Links-Grün in den Rücken schiessen. Die einzige Mitte-Vertreterin in der Regierung betätigte sich ebenfalls als Heckenschützin und lancierte einen Wiederbelebungsversuch für das vom Bundesrat bereits in die Leichenhalle überwiesene Rahmenabkommen – entgegen dem Kollegialitätsprinzip und der Haltung ihres Parteipräsidenten.

Klar und ohne Wenn und Aber sind nur die Grünliberalen mit ihrem einstelligen Wählerprozent für eine engere Anbindung an die EU mit Fernziel EU-Beitritt. Rhetorisch verlangt dies zwar auch Rot-Grün, aber nur wenn die EU zuerst weniger liberal, noch staatsgläubiger und grüner wird und ihre Grenzen für illegal Einreisende aus Afrika und Nahost weit öffnet. Wenn die EU sich nicht an die Parteiprogramme von SP und Grünen hält, legen diese sich quer. Sie unterstützen dann etwa das Referendum gegen den schweizerischen Beitrag zur Stärkung des Grenzschutzprogramms Frontex, obwohl sie damit Schengen und allenfalls auch die Personenfrei-

Das Ende des Rahmenabkommens könnte zum Ende der SP-Geiselhaft von FDP und CVP-Mitte werden.

zügigkeit gefährden, welche sie gegen die SVP-Initiativen vehement verteidigt hatten. Wenn's um Ideologie geht, können die EU-Freunde nicht auf Rot-Grün zählen – zum Glück, möchte man sagen. Die Grünen hatten einst – damals noch vereint mit den Grünliberalen – den Ausschlag für das knappe Volksnein zum EWR gegeben und damit auch den geplanten EU-Beitritt verhindert. Die SP versetzte mit ihrem Nein zu einer gewissen Flexibilisierung der flankierenden Massnahmen dem Rahmenabkommen den endgültigen Todesstoss. Entgegen ihren Sonntagsreden zählen die Rot-Grünen daher zu den Integrationsgegnern, wenn's um die Wurst geht.

Die mit Abstand grösste Partei, die SVP, verharrt in wenig konstruktiver Fundamentalopposition. Sie nimmt sich damit weitgehend selbst aus dem Spiel und zwingt FDP und CVP-

Mitte seit dreissig Jahren zu faulen Kompromissen mit der SP, welche die Wirtschaftsfreiheit einschränkten, die Staatsquote massiv erhöhten und die Zahl der Migranten mit schlechter Integrationsperspektive explodieren liessen. Der jüngste dieser «Kompromisse» sah einen Ausbau des «Grundrechtsschutzes» für illegal Einreisende und die Aufnahme von 4000 weiteren Kontingentsflüchtlings im Austausch für ein SP-Ja zum Frontex-Beitrag vor. Die Ständeräte haben ihn aber abgelehnt, und im Nationalrat bot dann die Hälfte der SVP zögerlich Hand dazu, ihn endgültig zu begraben. Nun fragt sich die SVP, ob sie beim Referendum mit FDP und Mitte oder mit Rot-Grün gemeinsame Sache macht. In letzterem Fall dürfte der faule Kompromiss doch noch durchkommen.

Die Frontex-Abstimmung ist ein Paradebeispiel dafür, was möglich wäre, wenn die SVP ihre Fundamentalopposition aufgäbe und FDP und CVP sich in Sachen Verhältnis zur EU geschlossen hinter ihre Parteichefs stellten. Nie war die Gelegenheit für eine bürgerliche Zusammenarbeit günstiger. Das Ende des Rahmenabkommens könnte so auch zum Ende der SP-Geiselhaft von FDP und CVP-Mitte werden. Die Schweiz fände endlich zu einer klaren und von einer breiten bürgerlichen Koalition getragenen Haltung gegenüber der EU: enge und gedeihliche Beziehungen zu unseren Nachbarn auf Augenhöhe und in gegenseitigem Interesse, auf der Grundlage der Wahrung unserer Entscheidungs- und Handlungsfreiheit in allen wesentlichen Fragen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Wo Welten verschwimmen

Facebook fokussiert sich neu auf die künstliche Welten des «Metaverse». Viele tun das als Spielereien ab. Das Potenzial ist aber enorm gross.

Fabian Schär und Mitchell Goldberg

Die Art und Weise, wie wir im Internet miteinander kommunizieren und Informationen austauschen, entwickelt sich stetig weiter. Aus rein textbasierten Websites sind längst Plattformen entstanden, auf denen wir Bilder und Videos teilen. Virtuelle Meetings gehören spätestens seit der Pandemie zur Tagesordnung vieler Personen, und jüngere Generationen verbringen bereits heute einen grossen Teil ihrer Freizeit in virtuellen Umgebungen. Die digitale Welt scheint mit der analogen zu verschmelzen.

Was bisher aber ausgeblieben ist, ist die vollständige Immersion, also das Eintauchen in virtuelle Welten, wie man dies aus Science-Fiction-Büchern und -Filmen kennt.

Nun deutet sich ein solcher Schritt an. Das jüngste Bekenntnis von Facebook, den Bau eines «Metaverse» voranzutreiben und sich als Unternehmen unter dem Namen «Meta» neu auszurichten, hat in dieser Beziehung grosses Aufsehen erregt. Dabei ist das «Metaverse» keineswegs eine neue Idee. Der Begriff stammt aus Neal Stephensons Roman «Snow Crash» (1992) und wird heute oft als Synonym für virtuelle, computergenerierte Räume verwendet, wo Nutzer in Form von Avataren miteinander interagieren.

Nachfolger des mobilen Internets

Frühe Beispiele dafür sind sogenannte MMORPGs (Massen-Mehrspieler-Online-Rollenspiele) wie «World of Warcraft», wo Spieler in riesigen, öffentlich zugänglichen Welten die Kräfte messen, gemeinsam Monster bekämpfen und Aufgaben lösen. Als wohl bedeutendster Vorreiter des Alltags-«Metaverse» gilt «Second Life» – eine virtuelle Welt, welche die physische emuliert, also quasi nachvollzieht. Statt in die Rolle einer Heldenfigur zu schlüpfen, setzt Second Life auf Avatare – künstliche Personen oder Stellvertreter der spielenden Nutzer – und Kulissen, die weitgehend unserem Alltag



Unvermeidlicher nächster Schritt? Zuckerberg im Metaverse.

entsprechen. Nutzer tauchen wortwörtlich in ein zweites Leben ein, besitzen Immobilien und kaufen virtuelle Güter für ihre Avatare. Bereits vor über zehn Jahren lockte Second Life damit Millionen von Nutzern und Marken wie Toyota oder American Apparel an, die virtuelle Automodelle und Kleidung für Avatare verkauften.

Metas Vision ist klar: Als Nachfolger des «mobilen Internets» soll ein immersives, tief

Was, wenn wir von einem virtuellen Raum sprechen, in dem Menschen ihren Lebensunterhalt verdienen?

in unserem Leben verankertes Internet folgen, das die analogen und digitalen Welten endgültig verschmelzen lässt. Die Art und Weise, wie wir soziale Kontakte pflegen, Unterhaltungsmedien konsumieren, Sport treiben, zusammenarbeiten und uns weiterbilden, soll sich grundlegend verändern – und Meta möchte wegweisend an dieser Veränderung beteiligt sein. Ziel sei es, so der Gründer und Konzernchef Mark Zuckerberg, ein Ökosystem zu schaffen, das in zehn Jahren eine Milliarde Menschen erreicht, Handel von jährlich über hundert Milliarden US-Dollar umsetzt und Tausende Entwickler beschäftigt. Dafür sei das

Unternehmen auch bereit, tief in die eigene Tasche zu greifen und Investitionen in Milliardenhöhe zu tätigen: So sollen zum Beispiel die Gebühren für Drittentwickler kleingehalten, die benötigten Geräte (Augmented-Reality-Brillen, Virtual-Reality-Headsets) subventioniert oder zu Selbstkostenpreisen verkauft und in Europa 10 000 Stellen geschaffen werden.

Übergreifendes Ökosystem

Eine zentrale Komponente beim Bau des «Metaverse» ist laut den Angaben die Interoperabilität. Applikationen wären demnach nicht mehr voneinander getrennte Silos.

Stattdessen sollen die Nutzer praktisch nahtlos von einem virtuellen Raum in den nächsten springen und ihre Avatare und virtuellen Besitztümer plattformübergreifend verwenden können. Als Beispiele dafür nennt Zuckerberg die hauseigenen Plattformen «Horizon Home», ein privater Raum, der vom Nutzer selbst kontrolliert und dekoriert werden kann, «Horizon Workrooms», Gemeinschaftsräume für Arbeitszwecke, und «Horizon Worlds», eine öffentlich zugängliche virtuelle Welt.

Meta kündigt aber auch an, Schnittstellen für Drittentwickler bereitzustellen. Zurzeit beschäftigt man sich damit, Normen, neue Governance-Formen und technische Standards für das Ökosystem zu schaffen. Ein Beispiel eines solchen Standards wäre, dass sich Avatare, ähnlich wie beim Klick eines Links im Web, direkt von einem Ort zum anderen teleportieren – quasi hinüberbeamen – können. Was in der physischen Welt undenkbar ist, wäre im virtuellen Raum eine Selbstverständlichkeit.

Die Frage, ob man die Idee rund um das «Metaverse» als erstrebenswert erachtet oder als düstere Dystopie sieht, dürfte zweitrangig sein. Vieles deutet daraufhin, dass die entsprechende Nachfrage da wäre und die Entstehung eines umfassenden «Metaverse» einen konsequenten, unvermeidlichen nächsten Schritt darstellt.

Was aber definitiv diskutiert werden sollte, ist die Art und Weise, wie wir diese Welt schaffen. Letztlich geht es nämlich um eine potenziell grundlegende Infrastruktur, die unter der faktischen Kontrolle eines einzelnen Plattformbetreibers liegen würde. Neben dem offensichtlichen Datenschutzproblem, das eine solche Welt nach sich ziehen könnte, ist es insbesondere die Abhängigkeit vom zentralen Betreiber, die ein Grund zur Sorge darstellen sollte. Bei Spielen wie «World of Warcraft» ist es ärgerlich, wenn die Betreiberin plötzlich die Eigenschaften oder die Seltenheit einer Rüstung verändert. Da sich die Konsequenzen aber auf das Spiel beschränken, dürfte dies in den meisten Fällen verkraftbar sein.

Was aber, wenn wir von einem virtuellen Raum sprechen, in dem viele Menschen ihren Lebensunterhalt verdienen? Oder in dem Unternehmen grosse Investitionen tätigen? Man stelle sich für einen Moment vor, dass Metas Vision wahr würde: Milliarden von Menschen verbringen regelmässig Zeit im «Metaverse», um sich mit Freunden zu treffen oder miteinander zu arbeiten. Nutzer kaufen virtuelle Fahrzeuge, Kleidung oder Grundstücke, die von Tausenden Entwicklern weltweit kreiert wurden, Unternehmen aus der physischen Welt wagen den Sprung ins «Metaverse» und es entstehen neue

Unternehmen, welche ausschliesslich in der virtuellen Welt tätig sind. Aus einer vermeintlichen Spielerei entstünde eine Plattform, deren ökonomische Bedeutung vergleichbar mit einem kleinen bis mittelgrossen Staat wäre.

Die Vorstellung, dass Regeländerungen einseitig durch einen zentralisierten Betreiber der virtuellen Welt vorgenommen werden können, ist beängstigend und zeigt das erhebliche Abhängigkeitsverhältnis, in das man sich begeben würde. Beim Betreiber handelt es sich letztlich um einen Monopolisten, der aufgrund enormer Netzwerkeffekte quasi beliebige Renten abschöpfen und die eigene Dominanz unterstreichen könnte.

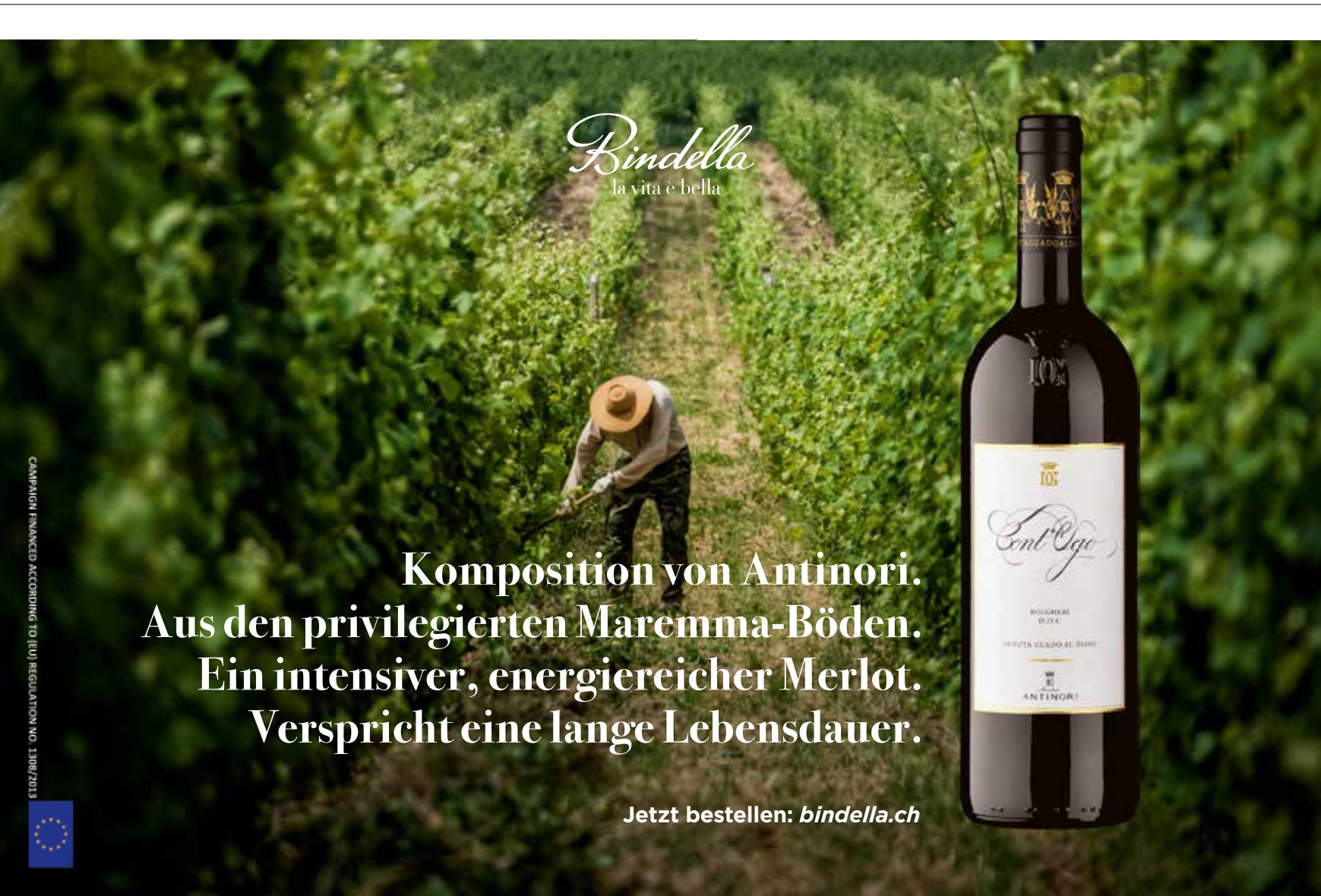
Neutrale Alternativen

Grundsätzlich gäbe es aber Alternativen: virtuelle Welten, die nicht durch einzelne Organisationen kontrolliert werden. Welten, die allen offenstehen und nicht durch einen zentralen Betreiber beliebig verändert oder gar heruntergefahren werden können. Das wohl bedeutendste Beispiel dafür ist Decentraland. Optisch erinnert die Welt an Second-Life oder Horizon Worlds – der entscheidende Unterschied ist aber, dass die Welt auf einer dezentralen Infrastruktur aufbaut. Avatare, virtuelle Objekte und Grundstücke werden auf

einer öffentlichen Blockchain gesichert. Konkret heisst das für die Nutzer, dass sie selbst Verwalter ihres virtuellen Eigentums sind und es keine zentrale Instanz gibt, die Eigentum beschlagnahmt, Nutzer und Unternehmen ausschliesst oder die Plattform herunterfährt. Regeländerungen unterliegen einem demokratischen Prozess und werden nicht unilateral getroffen. Hinzu kommt, dass die Interoperabilität standardmässig gegeben ist und die virtuellen Gegenstände applikationsübergreifend verwendet werden können.

Kurzfristig ist zu erwarten, dass sowohl die Benutzerfreundlichkeit als auch die Integration und Marketing-Bemühungen von zentralisierten virtuellen Welten diejenigen der technisch aufwendigeren, dezentralen Welten bei weitem übersteigen werden. Für Nutzer, Unternehmen und Investoren ist es aber wichtig, zu verstehen, welchen potenziellen Risiken sie ausgesetzt sind und dass es Alternativen gibt, die ebendiesen Risiken entgegenwirken und eine öffentliche, transparente und nachweislich faire Basisinfrastruktur schaffen.

Fabian Schär hält die «Credit Suisse Asset Management» Professur für Distributed Ledger Technology and Fintech und ist Geschäftsleiter des Center for Innovative Finance an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Uni Basel. Mitchell Goldberg ist Doktorand an der Uni Basel und Assistent am Center for Innovative Finance.



**Komposition von Antinori.
Aus den privilegierten Maremma-Böden.
Ein intensiver, energiereicher Merlot.
Verspricht eine lange Lebensdauer.**

Jetzt bestellen: bindella.ch



19 Unzen Gold

Wie können Anleger ihr Geld vor der räuberischen Geldpolitik schützen?
Der Vermögensverwalter Roman von Ah über Schulden, Aktien, Gold und Krypto.

Beat Gygi

Wie bringt ein Vermögensverwalter Anlagewissen am besten ans Publikum? Mit Grafiken, findet Roman von Ah. Gewandt zieht er im Gespräch Blatt um Blatt hervor. «Hier ein Super-Diagramm», sagt er, dann: «Cool, diese Linien zeigen, was Aktienanlagen bringen», danach kommt eine «heisse Überblickstabelle», später das «brutale Bild», das Szenarien zu Italiens Schulden veranschaulicht: Bei den heutigen Verschuldungs- und Wachstumswerten wirke bereits ein Zins von knapp 2 Prozent explosiv für Italiens Staatskasse.

In diesem Wissen halte die Europäische Zentralbank (EZB) die Zinssätze noch lange tief. «Die EZB hat keinen Spielraum mehr bei den Zinsen», meint von Ah, als Handlungsoption bleibe ihr praktisch nur der anhaltende Aufkauf von Wertpapieren, wenn Italien und ähnlich gelagerte Südländer vor dem Konkurs geschützt werden sollen. Die schlechten Wertpapiere unter dem Dach der EZB, Schuldner und Geldgeber ohne Haftung, Zinsen als Orientierungsgrösse ausgeschaltet – das präge die Grosswetterlage in der Vermögensverwaltung. Und wahrscheinlich gehe das ein bis zwei Jahrzehnte so weiter.

Seltsame Ängste

Von Ah: «Europa ist im Fahrwasser von Japan, das seit 25 Jahren praktisch ein Nullzinsregime hat.» Amerika habe nicht so töricht gehandelt, die Zinsen ins Minus zu drücken. Bringt das billige Geld in Europa denn wenigstens ein regeres Investieren? «Die EZB zeigt mit ihrem Verhalten, dass sie die Wirtschaft in einer Misere sieht, und das weckt in den Firmen null Lust auf Investitionen, die mit unternehmerischem Wagnis verbunden sind.»

Investieren ist von Ahs Fach. Er ist Verwaltungsratsdelegierter des unabhängigen Vermögensverwalters Swiss Rock Asset Management in Zürich, den er 2007 mitgegründet hat. Swiss Rock bietet Anlagefonds an und ist stark auf institutionelle Investoren wie Pensionskassen ausgerichtet. Als Ökonom mit Dokortitel sowie Zusatzausbildung am Institute for Management Development (IMD) und mit Führungspositionen in Organisationen der



Trumpfkarte Rendite:
Ökonom von Ah.

schweizerischen Finance-Ausbildung liegt ihm natürlich die Fachsprache mit Verweis auf finanztheoretische Modelle nahe. Aber er will normale Leute ansprechen, die fragen, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen.

Seine Erfahrung: «Das Sparkonto bringt nichts, deshalb reizt es viele, einmal sogenannte hochrentierende Anlagen auszuprobieren», und oft seien das Heilsversprechen in Form strukturierter Produkte mit lukrativ wirkenden Coupons, die aber riskanter und ertragsärmer seien, als die Käufer dächten. Was sollen denn Kleinanleger tun? «In Aktien investieren, Aktien-

«Das Sparkonto bringt nichts, darum reizt es viele, hochrentierende Anlagen auszuprobieren.»

märkte sind mit Abstand die beste Alternative zum Sparkonto oder zu komplexen Instrumenten. Sehr viele Private sind noch viel zu wenig in Aktien engagiert», sagt er.

Warum eigentlich? Viele Anleger, so von Ah, verspürten seltsame Ängste bei Aktien, oft stiegen sie mit unrealistischen Vorstellungen und mit zu vielen Emotionen ein, verstünden die Rolle des Zeithorizonts nicht, auch nicht den Stellenwert der Diversifizierung. «Ich betreibe viel Aufwand, um ein Aktienengagement zu erklären», sagt er. Und dafür seien Grafiken Gold

wert. «Ich zeige zuerst die Kurve mit den historischen Aktienrenditen über lange Zeit dargestellt pro Jahr, da gibt es neben den Plusauschlägen etliche Minusjahre. Dann bringe ich den Rückblick mit den Zweijahresdurchschnitten sowie die Durchschnitte von fünf und zehn Jahren. Da werden die Minusphasen immer seltener.» Und schliesslich die Trumpfkarte: «Betrachtet man die Aktienkurse in Fünfzehn-Jahres-Durchschnitten, ist der schlechteste Wert in dieser ganzen Kette eine fünfprozentige Rendite. Alle anderen Zeitabschnitte waren besser.» Also sollte klar sein: Aktien!

Comeback des Golds

Halt, was ist denn mit Gold? «Oh, ein breites Thema, Gold hat einen Preis, aber keinen Wert», sagt von Ah. Wie Bitcoin und andere Kryptowährungen. Was heisst das? Gold werde in der Industrie gebraucht, seit Jahrtausenden kultisch und als Schmuck verwendet, aber es sei nicht künstlich vermehrbar. «Meiner Ansicht nach gibt es eine tief emotional verankerte Erwartung, dass der Goldpreis langfristig steigen müsse, aber eine auf Cashflow basierende Begründung dafür sehe ich nicht.» Denn was die Werthaltigkeit einer Anlage normalerweise ausmache, nämlich Erträge oder Dividenden und deren Wachstum, gebe es beim Gold nicht. Auch bei Krypto nicht.

Und doch: Von Ah bringt das frappierende Beispiel eines Chevrolets von 1940. Damals kostete der Chevy 659 Dollar, das entsprach 19,1 Unzen Gold. Und heute sind 19,1 Unzen Gold rund 35 000 Dollar wert – damit kann man wiederum ein vernünftiges Auto kaufen, das sogar technisch viel besser ist.

Der Schluss daraus: «Gold hat somit über die ganze Zeit hinweg die Inflation kompensiert, die Kaufkraft behalten.» Etliche grosse Pensionskassen hätten in jüngerer Zeit eine bestimmte Goldquote neu in ihre Investitionsstrategie aufgenommen. «Gold ist tief in unserer Sozialisierung verankert», sagt von Ah. Wenn die Menschen das als Schutz in Katastrophenzeiten sähen, könne man nicht einfach darüber hinwegsehen.

Ich bin so frei

Zwei Chefredaktoren sagen einander die Meinung über das Christentum. Haben wir nun einen freien Willen oder nicht?

Gottfried Locher

Die wichtigste Entdeckung des Christentums ist der freie Wille», schrieb Roger Köppel kürzlich in diesem Blatt. Damit folgte er dem Vordenker der alten Kirche, Augustinus, der ums Jahr 400 befand: «Wir haben einen freien Willen.» Diese Entdeckung sei epochal und mache das Christentum zum «Weltwunder». – «Köppel irrt», konterte Rainer Hank, «Jesus – der erste Liberale der Weltgeschichte?». Mitnichten, die Welt verdanke den freien Willen sicher nicht der Religion, die mit ihrer Erbsündenlehre jede persönliche Freiheit verunmögliche. Erst die Aufklärung, erst der europäische Liberalismus habe das hervorgebracht, was das Christentum

freiwillig das Gute wähle und nicht primär das für ihn Nützliche, das kommt dem alten Augustin immer unwahrscheinlicher vor. Zu stark sei die egoistische Natur des Menschen. «Ich war gebunden nicht durch fremden Zwang, sondern durch den eigenen Willen», klagt er, «ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will.» So ganz anders ist unsere eigene Erfahrung nicht. Auch wir tun ständig, was wir eigentlich nicht wollen. Theoretisch mag der Wille frei sein, in der Praxis eher nicht. Das ist die andere Hälfte der Wahrheit: Ich bin nicht so frei.

3. Frei oder unfrei? Der Streit köchelte noch lange weiter, auch in der Reformationszeit. «Vom

Leben handelt es sich nur um starken und schwachen Willen.» Albert Einstein hingegen hätte es mehr mit dem alten Augustin: «Ich weiss ehrlich nicht, was die Leute meinen, wenn sie von der Freiheit des menschlichen Willens sprechen.» Und der scharfsinnige Schopenhauer zerschlägt noch den letzten Rest an vermeintlicher Klarheit: «Der Mensch kann zwar tun, was er will, aber er kann nicht wollen, was er will.»

Die Welt, die ich sehe

Was bleibt? Hinter aller Polemik umarmen sich die beiden Chefredaktoren doch im gemeinsamen Glauben an die Erlösung der Menschheit durch

ART FISCHBACH PLUS

Carmela Inauen

Ausstellung 20. bis 28. November 2021
Galerie am Bogen, 5620 Bremgarten AG

Öffnungszeiten	Freitag	16.00 – 18.00 Uhr
	Samstag	10.00 – 13.00 Uhr
	Sonntag	13.00 – 16.00 Uhr



GALERIE AM BOGEN

ART PIUS FISCHBACH

Am Bogen 6 • CH-5620 Bremgarten AG
Telefon 056 611 03 69 • Natel 079 400 64 77
art.fischbach@hli.ch • www.art-fischbach.ch

bestenfalls vorgaukle: echte Willensfreiheit. Wer hat recht? Dazu drei Gedanken.

Wir sind eigenverantwortlich

1. Willensfreiheit gehörte zum christlichen Menschenbild lange vor der Aufklärung. Jesus hätte sich die Bergpredigt sonst sparen können. Gut und Böse wären sinnentleerte Begriffe, könnten Menschen nicht frei wählen. Wir sind nicht mehr die Manövriermasse olympischer Götterhändler im alten Griechenland. Wir sind eigenverantwortlich, wir können und müssen selbst entscheiden. In der Tat, Augustin ist Kronzeuge der Willensfreiheit. Er hat sie nicht erfunden, aber als Kennzeichen des Menschseins entdeckt und damit das christliche Menschenbild über seine Zeit hinaus profiliert. Selten war Theologie so einflussreich. Mindestens seit Augustin, eher schon seit Jesus selbst, sagen wir: Ich bin so frei.

2. Augustin steht theologisch im Clinch mit sich selbst. Je älter er wird, desto mehr wachsen ihm Zweifel am freien Willen. Dass jemand je

freien Willen» schrieb 1524 der Humanist Erasmus von Rotterdam, «Vom unfreien Willen» konterte der Reformator Luther. «Der Verstand ist verdunkelt, und aus dem freien Willen ist ein unterwürfiger geworden», befand in Zürich Heinrich Bullinger in Übereinstimmung mit seinem Vorgänger Zwingli. Frei sei der Mensch nur gegenüber dem Bösen, der freie Wille wähle stets das Schlechte. Die Reformatoren eignen sich nicht besonders als Markenbotschafter des freien Willens. Eher schon die Humanisten, sie vertrauen dem Guten im Menschen.

Die Theologie hat den Lead ohnehin aus der Hand gegeben. Die Neurowissenschaften führen uns den neuronalen Determinismus vor Augen. Die Soziologie betont die Fremdbestimmung unseres Willens durch gesellschaftliche Faktoren. Und die Philosophie kritisiert die Idee des freien wie des unfreien Willens. Friedrich Nietzsche stünde mit seiner Betonung der Willensfreiheit wohl auf der Seite beider Chefredaktoren: «Der <unfreie Wille> ist Mythologie: Im wirklichen

den freien Willen. Ob dessen Wurzeln eher im christlichen oder eher im aufklärerischen Boden stecken, ist unwichtig. In ihren Augen leuchtet der freie Wille uns allen den Weg zum Guten. Wie gerne würde ich sie mit umarmen. Eines Tages werde ich das auch tun, am Tag nämlich, da niemand mehr freiwillig einen Krieg anzettelt oder sein Volk knechtet. Am Tag, da niemand mehr freiwillig kränkt, kleinmacht, schlägt, verletzt, schändet, foltert und mordet; am Tag also, da alle Menschen ausschliesslich das Gute wollen und nichts anderes mehr tun. Bis dieser Tag da ist, fehlt mir der Glaube an das Heil durch Willensfreiheit. Die Welt, die ich sehe, spricht eine andere Sprache. Vorläufig fühle ich mich darum beim alten Augustin ganz zu Hause. Seine Skepsis am angeblichen Segen des angeblich freien Willens ist gesund. Sie macht uns sogar frei. Von Illusionen.

Gottfried Locher war Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz, Präsident des Schweizerischen Rates der Religionen und Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa.

Hotel Entzug

Der jüngste Trend im boomenden Geschäft mit der Gesundheit sind exklusive Suchtkliniken. Einige der teuersten Anstalten der Welt sind in der Schweiz.

Mark van Huissing

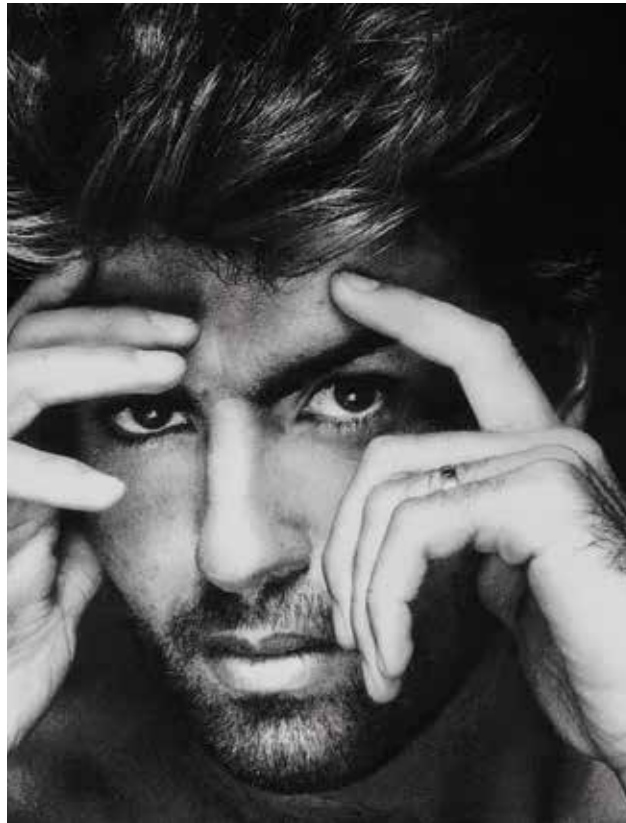
Die Namen klingen, falls es sie noch nicht gäbe, müsste man sie erfinden – Clinique Les Alpes, The Kusunacht Practice oder Paracelsus Recovery. Was dort geboten beziehungsweise verkauft wird? Nicht weniger als ein besseres Leben für Leute, die schon alles haben, was man für Geld kaufen kann. Inklusiv der Probleme, die man gratis bekommt, wenn der Montag ein Sonntag ist oder sich jeder Tag anfühlt, als wäre immerzu Mitternacht. Mit anderen Worten: Willkommen in den teuersten Entzugsanstalten der Welt; man könnte diese «Schweizer Luxushotellerie 2.0» nennen.

Glück hat keinen Preis

Egal, ob sich die Kliniken bei Montreux, bei Küsnacht oder in Zürich befinden, der Entwurf ist ungefähr derselbe: superluxuriöse Rahmenbedingungen – bis zu fünfzehn Ärzte, Therapeuten, Pfleger, Betreuer und Diener je Patient –, teuerste Unterkünfte – Villen und/oder Fünfsternehotels –, den Bedürfnissen und Wünschen jedes Kunden, jeder Kundin entsprechende Behandlungen et cetera. Wie viel eine solche Therapie kostet? Wer danach fragt, darf man in Anlehnung an das Jachten-Bonmot sagen, kann sie sich nicht leisten. Und falls er oder sie es dennoch tut respektive jemand die Rechnung bezahlt, den es in-

Der Kundenkreis wird wie folgt beschrieben: Saudische Royals, Spitzenpolitiker, Oligarchen, Erben.

teressiert – was ist schon Geld, wenn es dafür gelingt, einen geliebten und/oder zu lange vernachlässigten Menschen von der heimtückischsten Krankheit, der Krankheit mit Namen Sucht, zu retten? Gesundheit und Glück haben keinen Preis.



Wichtig ist die Enttäuschungsprophylaxe:
Kusunacht-Practice-Klient George Michael (1963–2016).

Für alle anderen: Kommt auf die Institution und das gewählte Package an. Mit 10 000 (Kusunacht Practice) bis 14 000 Franken (Paracelsus Recovery) muss man rechnen. Oh, Pardon, in Worten: mit zehntausend bis vierzehntausend Franken – am Tag. Die Kürzestdauer des Aufenthalts beträgt sieben Tage. Obwohl, ernsthafte Aussicht auf Erfolg bestehe ab, sagen wir, drei Wochen (wobei fünf besser wären; Klinikangaben). Macht 210 000 bis 490 000 Franken. Oder so viel, wie der durchschnittliche Schweizer Haushalt in zwei bis viereinhalb Jahren verdient.

Natürlich gehören Mitglieder solcher Haushalte nicht zur Kernzielgruppe. In Medienberichten wird der Kundenkreis wie folgt beschrieben: Saudische Royals, Spitzenpolitiker, russische Oligarchen, Wirtschaftsführer, Erben

und Berühmtheiten von der A-Liste (Quelle: Vice.com, ein amerikanisches Medienunternehmen, für das 2019 ein Reporter zu Paracelsus Recovery reiste). Tönt gut. Gibt es genug davon? So sieht's aus. Ausserdem, diese Klinik etwa nehme bloss zwanzig Kunden jährlich auf. Ein Drittel davon komme aus dem Mittleren Osten, ein Drittel aus Amerika, der Rest aus Europa, Russland und Asien, wird Paracelsus Recovery-Präsident Jan Gerber von Vice wiedergegeben.

Wie eine Festung

Im psychiatriehistorischen Niemandsland Zollikon – zwischen Zürichs Universitätsklinik Burghölzli, wo Eugen Bleuler, ein Psychiater-Star seiner Zeit, Erfinder des Begriffs «Schizophrenie» sowie in engem Austausch mit Sigmund Freud stehend, wirkte, und Küsnacht mit dem C. G. Jung-Institut – befindet sich The Kusunacht Practice TKP. Diese ist unter anderem dafür bekannt, dass George Michael 2015 dort eincheckte. Und dass das Unternehmen einem seiner Ärzte 150 000 Pfund bezahlte, nachdem er seinen Patienten zu einem

mehrmonatigen Aufenthalt in TKP bewegen konnte.

Preislich bewegt sich The Kusunacht Practice wie erwähnt leicht unter der Paracelsus Recovery, ist also möglicherweise bloss die zweitteuerste Entzugsanstalt der Welt. Teuer genug dennoch, dass ein politischer Vorstoss unternommen wurde: 2017 wollten zwei Kantonsräte in einer Anfrage an den Regierungsrat wissen, ob die Gesundheitsdirektion bei «exorbitanten Behandlungskosten» interveniere. Und ob der Kanton Personal plus Qualität der Behandlungsmethoden kontrolliere sowie ob sämtliche Bewilligungen für die Einrichtung vorliegen würden. Antwort, verkürzt: Alles in Ordnung, soweit man sich darum kümmern müsse (was nicht sehr weit ist).

Bei TKP handelt es sich um eine ambulante ärztliche Institution, nicht um eine stationäre, und dafür liegen die nötigen Bewilligungen vor respektive die Klinik habe keinen Eintrag auf der Schwarze Schafe-Liste der Leistungserbringer, stand in der Antwort der Gesundheitsdirektion. Eine Überprüfung der Behandlungsmethoden dagegen sei nicht ihre Aufgabe. Und die Kosten wiederum wären von den Krankenversicherern zu bewerten. Was aber nicht zur Anwendung komme, da diese keine Aufenthalte in privaten Institution zahle. Darüber hinaus: Bei Premiumanbietern müsse zwischen Behandlungs- sowie Zusatzkosten für Hotellerie et cetera unterschieden werden. Letztere «dürfen nach dem Prinzip des freien Wettbewerbs eingesetzt werden», heisst es in der Stellungnahme. «Anders gesagt: Wer es bezahlt, ist selber schuld», fasste ein Journalist der *Zürichsee Zeitung* zusammen. Steuergelder oder Subventionen, nebenbei, fliessen keine.

Der graue Neubau an der Zollikerstrasse 60 sieht nicht aus wie ein Sanatorium oder wenigstens eine Villa, von der es einige gibt in der

bekannt bin, auf meine Anfrage. Von Eduardo Greggi, dem Vorsitzendem des Verwaltungsrats und CEO seit knapp drei Jahren, kam folgende Nachricht: Die Kusunacht Practice habe sich nach reiflicher Überlegung gegen ein Interview und für ein schriftliches Statement entschieden.

Kunden, Pardon: Patientinnen schliesslich müssen ebenfalls NDAs unterschreiben, wenn sie beispielsweise die Behandlung vorzeitig abbrechen und einen Teil des im Voraus bezahlten

Mit 10 000 (Kusunacht Practice) bis 14 000 Franken (Paracelsus Recovery) muss man rechnen – am Tag.

Therapiepreises rückerstattet haben möchten (solche gibt es). Und, übrigens, nicht alle Kunden sind Milliardäre oder wenigstens Multimillionäre – im Paracelsus-Recovery-Artikel auf Vice.com wird erwähnt, es gebe Patienten (oder deren Eltern), die die Hypothek auf ihrem Haus erhöhten, um die Klinikrechnung zahlen zu können.

werden, dass ebenbürtige Angebote auch wesentlich günstiger zu haben seien, etwa in qualifizierten öffentlichen Institutionen wie Universitätskliniken, findet er.

An dieser Stelle einen Haftungsausschluss: Wenn einer Kollegen oder Konkurrentinnen bewertet, tut er dies möglicherweise ein wenig strenger, als es der Sache angepasst ist. Dies denkbarerweise auch im Hinblick darauf, sein eigenes Angebot als überlegen darzustellen (was im vorliegenden Fall, in dem die Gewährsperson ihren Namen nicht veröffentlichten will, nicht der Fall war).

«Hohe Standards»

Wie geschrieben, gerne hätten wir in einem Gespräch mit Verantwortlichen von TKP deren Rückmeldung auf die Kritik entgegengenommen. Dafür stand niemand zur Verfügung. Stattdessen versandte die neue Public-Relations-Agentur ein Schreiben im Namen von Greggi, dem VR-Vorsitzendem und operativem Chef: Seit Gründung der Kusunacht Practice im Jahr 2011 empfangen man Patien-



Nachbarschaft. Sondern wie ein Geschäftshaus, in dem Anwälte oder Berater arbeiten – was der Fall ist. Weiter befindet sich dort der Sitz von TKP. Man könnte unauffällig eintreten und rausfinden, möglicherweise, ob sich gerade ein saudischer Royal, russischer Oligarch oder A-Listen-Star dort aufhält. Man tut es aber nicht als Reporter, weil an Sucht oder anderen Krankheiten leidende Patienten, die mittels «unserer Therapie zu einem beschwerdefreien und erfüllten Leben» (O-Ton TKP) zurückfinden wollen, dieses nicht im The-Kusunacht-Practice-Büro suchen, sondern etwa im «Dolder Grand»-Hotel oder einer zu diesem Zweck angemieteten nahen Residenz.

Zu kurz, zu teuer

Davon abgesehen, kommt einem TKP aber wie eine Festung vor: Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von ganz oben (Prof. Dr. med. Georg Schulthess, Chief Medical Officer) bis weit draussen (Meditations- und Yogalehrer) haben Non Disclosure Agreements (NDAs), Geheimhaltungsaufgaben, die sie ernst nehmen, so sieht es aus. «Ich halte mich an die Vereinbarung mit der Firma», antwortete etwa ein Mitglied des erweiterten Therapeutenteams, mit dem ich

Es bleibt dem Reporter der Gang zum Psychiater – ein Psychotherapeut und -analytiker in Zürich, Autor wissenschaftlicher Texte, gelegentlicher Gutachter zudem, hat sich das Angebot oder Geschäftsmodell von Highend-Entzugskliniken wie TKP genauer angesehen. Er urteilt streng über das Angebot.

Wer eine der auf der TKP-Website erwähnten Süchte oder Krankheiten – darunter Depressionen, Drogen-, Alkohol-, Medikamente-, Spiel-, Sexabhängigkeit, Essstörungen, Traumata oder, eher neumodisch, Orthorexie («Gesundesszwang») – bei sich feststellt, kann diese mittels verschiedenster Methoden behandeln lassen. Zum Beispiel durch psychoanalytische Gesprächstherapie, Hypnose, Akupunktur oder orthomolekulare Medizin (vereinfacht: Einnahme von Vitaminen, Mineralien, Spurenelementen, die Wirksamkeit ist umstritten). Der Haken an der Sache, so der angefragte Psychiater: Der zur Verfügung stehende Zeitraum sei zu kurz. Wie ein Englischunterricht mit 56 Wochenstunden ohne Verschnaufpause anstelle von 2 Stunden wöchentlich über sechs Monate. Darüber hinaus sollte im Sinne einer umfassenden Beratungsleistung Hilfesuchenden mitgeteilt

tinnen und Patienten, denen die Praxis von Freunden, Verwandten und Kollegen empfohlen wurde. «Was bestimmt nicht der Fall wäre, wenn nicht hohe Standards eingehalten würden.»

Diese Feststellung scheint berechtigt. Und weiter: «Wir weisen jede Infragestellung der Integrität der TKP entschieden und kategorisch zurück.» Aufgrund der geltenden gesetzlichen sowie vertraglichen Geheimnispflichten und zum Schutz der Patientinnen und Patienten könne man auf pauschal erhobene Behauptungen nicht weiter eintreten. Und auch keine Positiv-Beispiele nennen, mit Ausnahme von «Like-/Upvoting-Statements», wohlmeinenden Allgemeinäusserungen, ehemaliger namenloser Patienten auf der TKP-Website.

Nochmals retour zum Psychiater: Wichtig sei auch die «Enttäuschungsprophylaxe», sagt er. Also, dass man sich bei Angeboten von Institutionen wie der Clinique Les Alpes, The Kusunacht Practice oder Paracelsus Recovery als allfälliger Patient im Klaren sei, dass das Ganze möglicherweise funktioniere, die Sucht überwunden/die Krankheit vielleicht geheilt werden könne. Oder eben auch nicht.

Nein zum Würfelbecher

Die Schweizer Bundesrichter produzieren in aller Unabhängigkeit Urteile auf höchstem Niveau. Die Urheber der Justiz-Initiative argumentieren falsch und verleumderisch.

Andrea Caroni

Schlechte Verlierer im Sport beginnen irgendwann, über den Schiedsrichter zu fluchen, schlechte Verlierer vor Gericht über den Richter. Gemessen an ihren Unterstellungen gegenüber unserem höchsten Gericht, müssen die Initianten der Justiz-Initiative stark an früheren Prozessniederlagen nagen. Korrupt seien sie, unsere Bundesrichter, allesamt Gesetzesbrecher, überdies abhängige Parteisoldaten. Wer so schwarzmalte, hat natürlich auch den rettenden Plan: Statt des Parlaments soll neu ein Expertenklub mit Würfelbecher über unsere höchsten Richter entscheiden.

Verheerend ist beides: sowohl das haltlose Schlechtreden unserer bewährten Justiz als auch der elitäre Vorschlag, unser demokratisches Wahlsystem abzuschaffen.

Blackbox als Lösungsvorschlag

Die Initianten werfen unseren Richtern vor, sie seien von der Politik abhängig und würden, um dem Wahlgremium Parlament zu gefallen, statt ins Gesetzbuch lieber ins Parteibuch schauen. Diese Unterstellung des Rechtsbruchs, ja der Korruption ist falsch und verleumderisch. Die Schweizer Justiz produziert in aller Unabhängigkeit am Laufmeter Urteile in hoher Qualität, was auch international anerkannt wird. Auch die Schweizer Bevölkerung hat nachweislich grosses Vertrauen in unsere Justiz. Die Initianten konnten trotz jährlich 8000 Urteilen allein des Bundesgerichts nicht ein einziges Urteil zeigen, das unlauter zustande gekommen wäre. Schon deshalb könnte man das Thema zur Seite legen.

Werfen wir dennoch auch einen Blick aufs ebenso kritisierte Wahlverfahren: Die Initianten stören sich daran, dass das Parlament, also die Volksvertretung, die Richter wählt. Dabei sichert diese indirekte Volkswahl zum einen die demokratische Legitimation der Gerichte, die hierüber ausdrücklich froh sind, weil ihre Urteile so besser akzeptiert werden. Zum andern sorgt das Parlament dafür, dass die Vielfalt der Werthaltungen der Bevölkerung auch

in der Justiz transparent und ausgewogen abgebildet ist. In der Gerichtskommission, welche die Wahl vorbereitet, sitzen siebzehn Mitglieder aus beiden Räten und aus allen Fraktionen, die nach intensiver Prüfung und Anhörung der Kandidierenden die Besten vorschlagen und bei vergleichbarer Qualifikation auf Vielfalt achten. Dabei muss kein Kandidat Parteimitglied sein; es genügt, wenn man un-

Auch Parteilose haben Werthaltungen, nur sind diese weniger transparent.

gefähr spürt, wo er sich wertemässig verortet. Parteilose sind zudem keine neutraleren Menschen: Auch sie haben Werthaltungen, nur sind diese weniger transparent. Auch die periodische Wiederwahl, mit der die Initianten hadern, ist in der Realität kein Problem: Seit der Gründung des Bundesgerichts 1874 wurde noch nie (!) jemand wegen seiner Urteile nicht wiedergewählt. Richter haben ihr Amt auf sicher, und das wissen sie.

Noch schlimmer als die Analyse des heutigen Systems durch die Initianten ist aber ihr Lösungsvorschlag, über den wir schliesslich abstimmen. Im Zentrum der Initiative (auch wenn die Initianten davon gerne ablenken) steht eine Fachkommission. Diese wird vom Bundesrat, also von der Exekutive, gewählt. Alles Weitere ist gemäss Initiative eine Blackbox: Wer diese Per-

sonen sind, was sie auszeichnet und, vor allem, was ihre Werthaltungen sind, dies alles ist im Dunkeln. Statt des Parlaments soll neu dieses technokratische Gremium abschliessend darüber entscheiden, wer eine Chance aufs höchste Richteramt hat. Zwar liegt der Endentscheid bei einem Los – aber über den Zugang zum Lostopf entscheidet einzig die Fachkommission (die sogar nur eine Person pro Sitz in den Lostopf lassen könnte).

Mit diesem elitären Ansatz wäre aber nichts gewonnen, im Gegenteil: Man würde die Verantwortung, die Besten auszuwählen und dabei Vielfalt sicherzustellen, von der Volksvertretung weg- und zu einer obskuren, bundesratsnahen Kommission hintragen, die weder Qualität noch Vielfalt noch demokratische Legitimation gewährleisten kann. Wer ernsthaft befürchtet, die heutigen Richter seien zu sehr von den Parteien abhängig (was Humbug ist), müsste zudem erst recht erschauern beim Gedanken, dass sie sich neu einem solchen Expertengremium andienen müssten, um in den Lostopf zu kommen. Auch passt die vorgeschlagene jahrzehntelange Amtsdauer der Richter nicht zur Schweizer Idee, dass Macht stets auf Zeit verliehen ist.

Seit 1874 bewährt

Das Fazit: Unsere Justiz funktioniert auf höchstem Niveau, ebenso das Auswahlverfahren der Richter. Selbstverständlich kann man Verfahren immer optimieren, und die Gerichtskommission engagiert sich hier aktiv. Es gibt aber keinen Grund, unser seit 1874 bewährtes, demokratisches Auswahlverfahren über Bord zu werfen und stattdessen einer exekutivnahen Fachkommission mit Würfelbecher solche Macht zu geben. Das Schweizer Motto lautet: Wählen statt würfeln, Demokratie statt Lotterie. Unsere Justiz ist zu wichtig, als dass wir sie verzooken sollten. Daher gehört am 28. November ein Nein in die Urne.



Andrea Caroni ist Ständerat (FDP, AR) und Präsident der Gerichtskommission der Vereinigten Bundesversammlung.

Habsburger Erinnerungen

Alexander Schallenberg führt in Österreich die 2-G-Regel ein.
Wächst mit dem Kanzler aus adligem Haus ein neuer Fürst Metternich heran?

Michael Fleischhacker

Wien

Der «Lockdown für Ungeimpfte», der seit Montag in ganz Österreich gilt und Bürgern, die nicht geimpft oder genesen sind, umfassende, aber schwer kontrollierbare Einschränkungen der Bewegungsfreiheit auferlegt, hat über die Landesgrenzen hinaus für Aufsehen gesorgt, auch in Deutschland wird seine Einführung intensiv diskutiert. Er ist das Lieblingsprojekt des seit etwas mehr als einem Monat amtierenden Bundeskanzlers Alexander Schallenberg, der nach dem unfreiwilligen Rückzug von Sebastian Kurz am 11. Oktober vom Aussenministerium ins Kanzleramt übersiedelt war.

Einen Wellenbrecher-Lockdown für alle, wie er von vielen Experten angesichts der inzwischen dramatischen Lage vor allem auf den Intensivstationen der Bundesländer Salzburg und Oberösterreich gefordert wird, lehnt Schallenberg hingegen strikt ab. Er sehe nicht ein, warum man jene, die «alles richtig gemacht» hätten, indem sie sich und ihre Umgebung durch eine Impfung geschützt hätten, einsperren solle, nur weil es nach wie vor so viele «Zögerer und Zauderer» gebe, die für die «beschämend niedrige» Impfquote von knapp 65 Prozent verantwortlich seien. Schallenberg, der schon zu Beginn seiner Amtszeit beklagt hatte, dass das Land in eine «Pandemie der Ungeimpften stolpern» werde, formuliert als Ziel dieses Lockdowns, die Ungeimpften zur Impfung zu drängen.

Stets in der zweiten Reihe

Auf den ersten Blick sieht das so aus, als wolle der einer Adelsfamilie entstammende Jurist mit Schweizer Wurzeln, dessen Vater als Generalsekretär im Aussenministerium der ranghöchste Diplomat des Landes gewesen war, die Methoden des berühmten Fürsten Metternich anwenden, der die Bürger des Habsburgerreichs durch rigorose Überwachungsmethoden zum gewünschten Verhalten gezwungen hatte. Auf den zweiten Blick erinnert das Agieren Schallenbergs, der seinen Platz als aussen-



«Zögerer und Zauderer»:
Kanzler Schallenberg.

politischer Strategie von Kurz stets in der zweiten Reihe gesehen hatte, eher an die um die Jahrhundertwende entstandene und bis in die siebziger Jahre durch Verfilmungen mit Peter Alexander in der Hauptrolle sehr populäre Kunst- und Witzfigur des Grafen Bobby, dessen Komik sich einer unbeholfenen Naivität im Umgang mit der Welt und den Menschen

*Alexander Schallenberg
war nie Politiker, und er wird es
wohl auch nie werden.*

verdankte. Man hat den Eindruck, dass da jemand in ein Amt gestolpert ist, das er nie angestrebt hatte und das ihn auch sichtbar überfordert. Schallenberg war nie Politiker, und er wird es wohl auch nie werden.

Etwas naiv und unbeholfen wirkt das Agieren des neuen Bundeskanzlers seit Amtsantritt; man musste den Eindruck gewinnen, dass er sich für innenpolitische Fragen bis dahin eigentlich nicht interessiert hatte. Das gilt auch für das Pandemiemanagement, denn die sich mit den immer gleichen Satzbausteinen

wiederholende Rede von der Pandemie der Ungeimpften und die daraus folgende Konsequenz eines Lockdowns für die Ungeimpften entbehrt der sachlichen Grundlage. Längst ist klar, dass ungetestete Geimpfte zur neuerlichen Ausbreitung des Virus vermutlich kaum weniger beitragen als getestete Ungeimpfte, epidemiologisch dürfte das Experiment also kurzfristig wenig bringen. Ob das Kalkül, dass man mit einer deutlich gestiegenen Impfquote innerhalb von vier Wochen, also noch vor Weihnachten, die Überlastung des Gesundheitssystems durch die vierte Infektionswelle verhindern kann, ist mehr als fraglich.

Kurz' doppeltes Scheitern

Alexander Schallenberg verdankt seine inzwischen zweieinhalb Jahre währende Karriere als Politiker ausschliesslich dem Scheitern von Kurz. Als das Kabinett Kurz I im Frühsommer 2019 an der Ibiza-Affäre des damaligen FPÖ-Vizekanzlers Heinz-Christian Strache zerbrach, wurde der Europa-Sektionschef des Kanzleramts zum Aussenminister der Experten-Übergangsregierung ernannt, und als nach der Wahl im Herbst 2019 die derzeit amtierende Regierung aus ÖVP und Grünen gebildet wurde, verblieb Schallenberg als einziges Mitglied der Expertenregierung im Amt. Der zweite Sturz von Kurz im Herbst 2021 machte ihn zum Kanzler.

Eigentlich war geplant, dass Schallenberg als eine Art Platzhalter für Kurz agiert, bis dieser nach Klärung der strafrechtlichen Vorwürfe, die die Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft im Zuge ihrer Ermittlungen über gefälschte Umfragen, die gegen Schaltung hoher Anzeigenvolumina von der Tageszeitung *Österreich* publiziert wurden, erhob, ins Bundeskanzleramt zurückkehren könne. Inzwischen scheint klar, dass das so bald nicht stattfinden wird – und jetzt stellt sich die Frage, ob aus dem diplomatisch-aristokratischen Kanzlerdarsteller doch noch ein Kanzler wird. Die ersten fünf Wochen im Amt deuten darauf hin, dass das eher nicht der Fall sein wird.



VIP-Arrangement: «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» Eiger, Mönch und Wellness

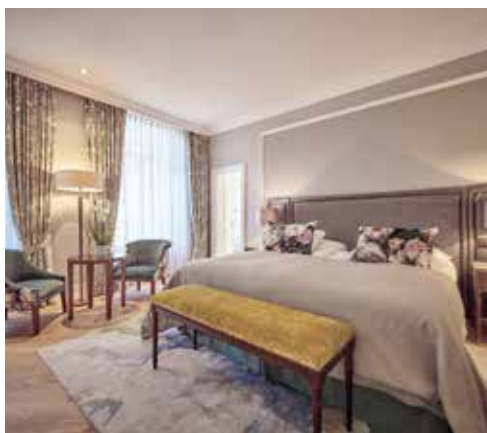
Wie wäre es mit einer Auszeit im Bademantel? Geniessen Sie Wellness der Extraklasse in der grosszügigen Spa-Oase auf 5500 Quadratmetern. Sie logieren im ehrwürdigen Grandhotel inmitten der imposanten Bergwelt des Berner Oberlands.

Zwischen dem Thuner- und dem Brienzensee gelegen, ist Interlaken der ideale Ausgangspunkt für alle möglichen Aktivitäten in der beliebten Ferienregion. Ob Wandern, E-Biken, Skifahren, Langlaufen, Schlitteln oder Gleitschirmfliegen, hier finden Sie zu jeder Jahreszeit die perfekte Kulisse.

Absolute Entspannung für Körper und Geist finden Sie im Spa «Nescens» im Stile eines römischen Thermalbads. Die Schwimmhalle mit Aussen-Solebad, Saunalandschaft, Dampfbädern sowie einem Fitness mit täglichen Kursangeboten lässt keine Wünsche offen. Das fachkundige Spa-Team verwöhnt Sie mit wohltuenden Massagen und Beauty-Anwendungen.

Auch kulinarisch begeistert das Traditionshotel seine Gäste. Von italienischen Spezialitäten bis zu Gerichten mit ausgewählten

hochwertigen Produkten aus der Region – die Menükarten der beiden Restaurants bieten viele Genussmomente. An der «Victoria Bar» können Sie den Tag optimal ausklingen lassen.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im Superior-DZ inkl. Frühstück
- Upgrade (nach Verfügbarkeit) bei Check-in
- Gutschein à Fr. 75.– pro Person für Speisen und Getränke
- 60-minütige Wellness-Behandlung
- Nutzung des Spa «Nescens» sowie Fitnesscenter
- 10 % Rabatt auf zusätzliche Spa-Anwendungen
- Kostenlose E-Bike-Benutzung
- Parkplatz in der Tiefgarage für einen PKW

Preise (p.P. im DZ):

Fr. 664.– (statt Fr. 759.–)

Einzelbelegung: Fr. 950.– (statt Fr. 1045.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. +41 (0)33 828 28 28 oder per E-Mail an reservation@victoria-jungfrau.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Bedingungen:

Gültig vom 23. September 2021 bis 30. April 2022 auf Anfrage und nach Verfügbarkeit. Ausgenommen: 24. Dezember 2021 bis 1. Januar 2022. Buchbar bis einen Tag vor Anreise. Kostenfrei stornierbar bis 48 Stunden vor Anreise.

Veranstalter:

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

www.weltwoche.ch/platin-club

Prinz Jammeri

Guter Rat ist nicht teuer und erst noch klimaneutral: Hör stets auf deine Grossmutter!



Eine Schere, die in der Gesellschaft beharrlich grösser wird, ist die Jammerschere. Je besser eine Person beruflich und finanziell gestellt ist, desto ausgeprägter scheint ihr Bedürfnis, über die Welt zu klagen. Der Lebensstil der distinguierten Kenner des mittleren und gehobenen Wohlstands gestattet ihnen überhaupt erst den täglichen Parcours ins Jammertal, während unterprivilegierten Menschen, die tatsächlich Grund zum Jammern hätten, die Zeit dafür fehlt – und viele auch gar kein Verlangen nach öffentlicher Nörgelei verspüren.

Einer, der sich gerne aus der Luxuszone heraus meldet, um die Allgemeinheit über Dinge zu informieren, die ihm zusetzen, ist Prinz Harry. Der 37-Jährige – eine Kombination aus Jetset-Superstar und Wanderprediger – kümmert sich um die grossen Sorgen dieser Welt, eines seiner Hauptthemen ist das Klima. Eine solche Verpflichtung braucht Publikum, und so werden Harrys Auftritte stets medienwirksam in Szene gesetzt. Wir erfahren dann, dass er auf wichtigen Konferenzen zwischen Champagner und Häppchen über globale Erwärmung referiert und darüber, wie Menschen, die nicht in Schlössern, mit Butlern und Apanagen aufgewachsen sind, ihr Leben führen sollten. Er selbst hat in den letzten zwei Jahren 21 Mal den Privatjet benützt; gut, die bequemste Reise vom Poloturnier in Aspen zurück nach Kalifornien ist nun mal die im Gulfstream eines guten Freundes – welcher klimabesorgte Zeitgenosse kennt es nicht. Immerhin hat Harry an einem Umweltgipfel 2019 ein grünes Zeichen gesetzt, als er eine Rede barfuss hielt. So viel Engagement; ich hatte Gänsehaut.

However, irgendwann hat er angefangen, über die schlechte Behandlung durch die britische Presse zu klagen, und angekündigt, mit seiner

Familie zum Schutz ihrer Privatsphäre in die USA zu ziehen, auch «finanziell unabhängig» zu werden. Das Vierzehn-Millionen-Anwesen von Harry und Meghan thront in einer Küstensiedlung in Santa Barbara bei Los Angeles, das ja schon immer bekannt war als prima Ort, um den Paparazzi zu entgehen. Zum Schutz der Privatsphäre plaudert er dort in grossen TV-Shows über Privates. Bei Oprah beschwerte sich Harry, dessen Marke mit Meghan zusammen laut Experten einen Wert von etwa 295 Millionen Euro hat, dass ihm die Familie bei seiner Abkehr vom Königshaus den Geldhahn zugekehrt habe («literally cut me off financially»).

Meine Tränen darüber waren gerade erst getrocknet, da gab er für 2022 die Veröffentlichung seiner Memoiren bekannt, ein «wahrheitsgetreuer» Bericht über «Höhen und Tiefen» in seinem Leben: «Ich schreibe das nicht als der Prinz, als der ich geboren wurde, sondern als der Mann, der ich wurde.» Unterzeichnet mit «Prince Harry, the Duke of Sussex». Für einen, der kein Royal mehr sein möchte und auch nicht abhängig, gibt er sich alle Mühe, seine Abhängigkeit von den Royals zu bekräftigen. Dem Random-House-Verlag ist das zwanzig Millionen Dollar wert. Meine Meinung: Harrys Privatsphäre können wir alle am besten schützen helfen, indem wir seinen Lebensbericht nicht kaufen. Übrigens legt auch Meghan grossen Wert auf ihre neugewonnene Autonomie. Laut der Webseite der US-amerikanischen Tageszeitung *Politico* mischt sie sich gerade in die politische Debatte ein und wirbt für bezahlten Elternurlaub; am Telefon stellt sie sich US-Senatorinnen mit «Hier ist Meghan, Duchess of Sussex» vor.

Harrys jüngste Beanstandung betraf das Wort «Megxit». Das Wort sei «misogyn», frauenfeindlich, lamentierte er. Man möchte

den Prinzen in eine Samtdecke wickeln und ihm eine warme Ovomaltine reichen. Irgendetwas in ihm scheint permanent am Leiden zu sein. Gerne würde man ihm erklären, dass ein Wort nicht für Frauen allgemein gilt, wenn ja nur eine einzige Frau gemeint ist, nämlich seine, und auch nicht alles boshaft ist, was man selbst als unangenehm empfindet. Wenn «Megxit» frauenfeindlich sein soll, möchte ich ja nicht wissen, wie der Mann reagieren würde, wenn ihm mal jemand «Hey Harry, du bist der grösste Jammerlappen everrrrr!» zuruft.

Zu erwähnen gäbe es noch das Versprechen von Harry und Meghan ans Königshaus, bei ihrer Loslösung «die Werte der Queen zu wahren». Dazu würden aber Fingerspitzengefühl, Loyalität und Verschwiegenheit gehören und dass man sich als Mitglied der Monarchie, auch wenn man nur von Ruhm und Titeln Gebrauch macht, aus politischen Themen heraushält. Aber wenn man so fleissig daran arbeitet, bewundert zu werden, stellt sich die Frage, ob die eigene Realityshow möglicherweise die lebenslange Arbeit der 95-jährigen Grossmutter überschatten könnte, naturgemäss nicht.

Der Starkolumnist Piers Morgan schreibt, Harry habe den Leitsatz der Queen Mum, «Beklage dich nie, erkläre dich nie, sprich selten in der Öffentlichkeit», umgedreht in «Beklage dich immer, erkläre dich immer, hör nie auf zu jammern, zu predigen und rede schlecht über deine Familie». Leider habe Harry das Memo über Diskretion nicht erhalten, mit dem seine Urgrossmutter und Grossmutter stets gut gefahren sind. Fortsetzung folgt garantiert.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Die wahren Bösen

Nr. 45 – «Skandal im Skigebiet»
Hubert Mooser über die Brüder Aufdenblatten

Die Bösen sind nicht die Polizei und der Staat. Die Bösen sind Leute, die die Pandemie unnötig verlängern und direkt verantwortlich sind für zusätzlichen wirtschaftlichen und körperlichen Schaden von anderen. Wenn jemand Gesetze und Anordnungen der Behörden nicht umsetzt, dann haben sich diese Leute die Folgen eines Polizeieinsatzes selber zuzuschreiben. Geschieht ihnen recht.

Mathias Roth, Leuggern

Sensible Seelen

Nr. 44 – «Faszination Reitsport»
Plädoyer von Damian Müller

Der Autor spricht jedem Pferdefreund aus dem Herzen! Ich erinnere mich an die Aufforderung meines Vaters an meinem achtzehnten Geburtstag: «Lerne reiten, mein Sohn, denn nur ein Mann, der reiten kann, ist auch befähigt, Menschen zu führen.» Reagiere doch ein Pferd viel empfindlicher und unmittelbarer auf Führungsfehler als ein Mensch und lasse es sich nicht annähernd so viel Anmassung wie Letzterer gefallen, ohne sofort aufzubegehren! Meine erste Reitlehrerin doppelte nach: «Vergiss nie, dass ein Pferd über zwanzigmal mehr Kraft verfügt als du und zudem eine viel differenziertere Psyche aufweist als ein Mensch. Versuche daher ja nie, einem Pferd deinen eigenen Willen aufzuzwingen, sondern gib dir die Mühe, dich in seine sensible Seelenwelt hineinzusetzen.» Das sind Worte aus längst vergangenen Tagen, die heute im virtuellen Raum von Cyberworld nachhallen! *Jürg Lindecker, Greifensee*

Üppige Apanagen

Nr. 44 – «Beruhigt euch»
Replik von Tim Guldemann

Anstatt seine Landsleute als Kartoffeln zu bezeichnen, könnte sich Tim Guldemann in Brandenburg bei der Spargelernte einbringen, auf die üppigen Apanagen aus seiner Schweizer Staatsbürgerschaft verzichten und die Steuerzahler mit seinen Weisheiten in Ruhe lassen. Wir würden es ihm verdanken, denn für arrogante, lebenslange Bürokraten hat niemand grosse Sympathien. *Herbi Kneubühl, Claro*

Letzte Gewissheit

Nr. 45 – «Erfolgreichste Bewegung der Welt»
Kolumne von Tamara Wernli

Beim ganzen Genderwahnsinn bleibt mir nur eine Gewissheit: Alle Menschen wurden durch die Verschmelzung eines Spermias eines biologischen Mannes mit der Eizelle einer biologischen Frau inner- oder ausserhalb des weiblichen Körpers gezeugt, und die verschmolzenen Zellen wuchsen dann im Uterus einer biologischen Frau zu einem Menschen heran. Und kein noch so grosser Wunsch, keine aufrichtigsten Gefühle, kein geistiges Konstrukt können das ändern. *Maria Schüpbach, Widnau*

Ein Appenzeller namens Hutter las jüngst, dass die Bezeichnung «Mutter» und das Wort «Vater» einerlei im Grund diskriminierend sei. Die Ehe komme bald für alle, und fänden sich in einem Falle zwei Partner, wovon einer weiblich, der andre aber punkto leiblich nicht Mann noch Frau, vielmehr Transgender,

ein dritter Mann der Samenspender, so fühle der Geschlechtsneutrale sich zweifellos durch die verbale Bezeichnung «Vater» irritiert, wenn nicht sogar diskriminiert. Das müsse auch für «Mutter» gelten, wenn, wie im Leben gar nicht selten, ein Mann, auf dass er sich vermähle, einen Transgender-Partner wähle. Damit die Transperson im Paare verbal Gerechtigkeit erfahre, sei es nun an den Germanisten, die deutsche Sprache auszumisten und zu ersetzen «Vater»/«Mutter». Womit?, sprach sehr verwundert Hutter. Als Antwort nannte der Artikel zwei sonderbare Sprachvehikel, jedoch in Reime sie zu fassen, muss ich dem Leser überlassen, weil meine Dichterzunge schlicht daran zerbricht.

Für Mutter: «austragendes Elternteil», für Vater: «nicht gebärendes Elternteil». PS: Was soll man denn statt «Mutter» sagen, wenn eine Dritte ausgetragen? *Eugen Auer, St. Gallen*

Korrigenda

Nr. 45 – «Versteckte Preiserhöhung»
Beni Frenkel über die öffentlichen Verkehrsbetriebe

Im Artikel heisst es, Alliance Swisspass habe nach Veröffentlichung einer Medienmitteilung deren Inhalt abgeändert. Das ist falsch. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Frederik Willem de Klerk (1936–2021)



Symbol einer Ära: Präsident de Klerk (l.) mit Freiheitskämpfer Mandela, 1990.

Es gibt Momente in der Geschichte, die zum Symbol einer ganzen Ära werden. Die Ermordung John F. Kennedys zählt genauso dazu wie der Fall der Berliner Mauer. Oder das Ende der Apartheid. Chronisten datieren dieses Ereignis auf den 2. Februar 1990. An jenem heissen Mittsommerstag vor mehr als dreissig Jahren hielt Frederik Willem de Klerk, der letzte weisse Präsident Südafrikas, eine Rede, die am Kap eine neue Zeitrechnung einläuten sollte.

Unerwartet für viele verkündete de Klerk damals die vollständige Abschaffung der seit 1948 praktizierten und weltweit gezeigten Rassentrennung. Alle verbotenen Widerstandsbewegungen wurden wieder erlaubt und alle politischen Gefangenen aus der Haft entlassen, darunter auch Nelson Mandela, der nur eine Woche später in die Freiheit schritt.

Allen düsteren Prognosen zum Trotz stellten Mandela und de Klerk das Wohl ihrer gemeinsamen Heimat über Rachsucht, Hass und Machtkalkül, weil sie erkannten, dass Schwarz und Weiss am Kap entweder gemeinsam überleben oder gemeinsam untergehen würden. Am Donnerstag ist de Klerk mit 85 Jahren in Kapstadt an Lungenkrebs verstorben. (Am Sonntag wird er im engen Familienkreis beigesetzt. Ein Staatsbegräbnis ist nicht geplant.)

De Klerk selbst hatte sich bereits kurze Zeit nach dem Machtantritt Mandelas aus der zunächst gebildeten Regierung der nationalen Einheit und damit auch aus der aktiven Politik

zurückgezogen, aber danach oft (zumeist wohlwollend) den Werdegang seines Landes kommentiert. Erst in seiner letzten grossen Rede vor zwei Jahren beklagte er nun unverblümt den schleichenden Niedergang Südafrikas unter den Nachfolgern Mandelas – und drängte dessen ANC zu einem radikalen Kurswechsel. Auch warf de Klerk der früheren Widerstands-

bewegung vor, mit der von Mandela verfolgten Versöhnungspolitik gebrochen zu haben.

Bezeichnend dafür ist, dass erst im vergangenen Jahr am Kap ein heftiger Streit im Land über die Einschätzung der Apartheid ausgebrochen war. Auslöser war eine Aussage de Klerks, in der er sich dagegen wehrte, die Apartheid insgesamt als «ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit» zu verdammen. Die Vereinten Nationen hatten dies seit 1973 wiederholt getan. Bei den entsprechenden Resolutionen habe es sich jedoch um «sowjetischen Agitprop» im Kalten Krieg gehandelt, gab die nach ihm benannte De-Klerk-Stiftung zu bedenken – um schliesslich des Friedens willen doch zurückzurufen.

Doch der Schaden war angerichtet – und die Entrüstung bei seinen Gegnern gross. Einige forderten sogar, de Klerk den ihm 1993 zusammen mit Mandela verliehenen Friedensnobelpreis zu entziehen. Nicht ohne Grund sah de Klerk deshalb kurz vor seinem Tod sein Vermächtnis bedroht. Um die Anwürfe zu entkräften, hat er zuletzt noch ein Video aufgenommen, in dem er diese Perzeption eindrücklich widerlegt – es wurde jetzt von seiner Stiftung zusammen mit der Todesnachricht öffentlich gemacht.

Wolfgang Drechsler

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

KMU als Karriereleiter: Zwei Jungtalente starten durch

Noch bis Sonntag, 21. November, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 22. November, täglich ab 17.20 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



Aufbruch von Shell

Die Trennung in fossile und neue Energien wäre gut für die Umwelt.



Der niederländisch-britische Energiekonzern Royal Dutch Shell wird britischer, er verlagert Zentrale und Steuersitz nach London. Die bisherige Doppelpräsenz mit zweifachen Strukturen und Aktien wird vereinfacht. Die Unternehmensführung verspricht sich davon mehr Klarheit im Innern und im Auftreten nach aussen.

Erstens sollte die Vereinheitlichung der Aktie das Interesse der Anleger erhöhen, weil dies das Gefühl von mehr Übersichtlichkeit vermitteln soll. Zweitens dürfte der britische Fiskus auf lange Frist freundlicher sein gegenüber Unternehmen als die von der EU überlagerten Steuerbehörden in den Niederlanden. Drittens bietet England das bessere unternehmerische Klima als die Niederlande, die in EU-Regulierung und -Gerichte eingebunden sind. Kürzlich hat ja ein niederländisches Gericht eine Klage von Klimaaktivisten gegen Shell in erster Instanz gutgeheissen, wodurch erstmals ein derartiger Angriff auf ein Unternehmen ermöglicht wurde.

Ein zweiter Blick auf Shell zeigt allerdings, dass die Trennung der Standorte nicht das vordringlichste Thema ist, wenn es um Klarheit geht. Ein Hedgefonds mit dem Investor Daniel Loeb trat mit der Forderung auf, Shell aufzuspalten in eine Firma für fossile Energie mit Erdöl und Erdgas und in ein Unternehmen für erneuerbare Energien. Das brächte einen Schub an Klarheit. In der gemischten Form besteht die Gefahr, dass die rentablen Konzernteile die weniger rentablen quersubventionieren.

Das heisst: Gut rentierende fossile Geschäfte stützen die schwächeren grünen Teile. Halt, kommt der Einwand, das sei doch gut fürs

Klima: Stützung des Aufbaus von Solar-, Wind- und Wasserstofftechnologien. Aber der Umwelt ist nicht geholfen, wenn lange Zeit grüne Geschäfte durchgeschleppt werden, die dann doch schlappmachen. Lieber nur das aufwachsen lassen, was sich alleine behaupten kann, also: Shell neu getrennt von Shell alt. Der Aufbruch wäre gut.



Wie schlimm ist Überdüngen?

Die Nachricht wirkt auf den ersten Blick alarmierend: Rund zwei Drittel des Stickstoffdüngers, der in der Landwirtschaft eingesetzt wird, sind Verschwendung und Verschmutzung. Eine Untersuchung auf dem Portal *Our World in Data* zeigt, dass die Bauern weltweit pro Jahr 115 Millionen Tonnen Stickstoff ausbringen und davon 75 Millionen Tonnen ohne positiven Effekt auf die Pflanzen verschwinden, durch den Boden ins Grundwasser dringen und in Bäche und Flüsse gelangen.

Das sind nicht nur wirtschaftliche Verluste, indem teure Einsatzmittel ohne Wirkung bleiben und die Kosten für nichts aufgewendet

wurden. Das bedeutet auch Schäden in der Umwelt. Die höchsten Verschwendungswerte mit mehr als hundert Kilogramm pro Hektar und Jahr zeigen die Länder Kuwait, Singapur, Südkorea, Ägypten, Neuseeland, China und Taiwan. Diese Umweltsünder bieten ein deprimierendes Bild der Landwirtschaft.

Ganz so schlimm ist es allerdings nicht, es gibt Lichtblicke. Immerhin bietet eine hohe Verschwendung die Möglichkeit, sich in der Effizienz der Düngung in entsprechend hohem Ausmass zu verbessern, wenn sie lernen wollen.

Die Zukunftsaussichten der Sünderländer stehen also gut, die heutige Verschwendung ist fast so etwas wie ein Vermögen für die Zukunft, das sich aus den künftigen Kosteneinsparungen ergibt. Allerdings schwindet der Wert dieser Aufholmöglichkeit, wenn sich lange Zeit keine Verbesserungen abzeichnen.

Auffällig ist vor diesem Hintergrund, dass die grossen Länder Indien und China über die Zeit hinweg eher eine Verschlechterung in der Anwendung der Düngung zeigen. Dies sind Länder mit vielen kleinen Betrieben. Das lässt immerhin erwarten, dass diese Länder mit dem Wandel zu grösseren landwirtschaftlichen Betrieben sorgfältiger mit Pflanzennährstoffen umgehen werden.

Und schliesslich ist im Auge zu behalten, dass es beim Düngen immer ein wenig Auswaschung oder andere Verluste gibt. Wären diese nahe bei null, hätte man den Kulturen zu wenig Nährstoffe gegeben. Überdüngen ist so gesehen besser als Unterdüngen, weil so etwas Zentrales wie die Nahrungsmittelproduktion vom Pflanzenertrag abhängt.

LITERATUR UND KUNST

«Irgendwann im Leben
wird es egal,
ob man ein Mann
oder eine Frau ist.»
Robert Hunger-Bühler,
Seite 64

Herausgegeben von Daniel Weber

Gustave Caillebotte, Jeune homme à sa fenêtre, 1875 – Wenn wir alle aus demselben Fenster schauten, sähen wir alle das Gleiche; Asphalt, Leute, Bäume vielleicht, andere Häuser. Wir hörten alle das Gleiche; Vögel vielleicht, den Lärm des Verkehrs, den Wind, der durch die Bäume zieht, Stimmenwirrwarr, Kinderschrei. Wir röchen alle das Gleiche; Blütenduft vielleicht oder Pferdedung wie einst oder Abgase, diese Parfüms einer jeweiligen Moderne. Und doch sähen, hörten oder röchen wir nur ansatzweise dasselbe. Die Wahrnehmung mag dieselbe sein, aber das Bild, das sie hervorbringt, ein jeweils anderes.

Wenn der Impressionist Caillebotte (1848–1894) aus seinem Fenster schaute, sah er stets eine wohlgefällige Welt, sah Licht ohne Schatten. Er war ein Mann, der genug Geld hatte, um nur sich selbst sehen zu können, egal, wohin er schaute. Er war ein Mann, der alles kannte, ausser Armut. Im Alter von 25 Jahren erbte er so viel, dass er die kollektiven Umlaufbahnen verlassen und ausschliesslich seine eigenen Kreise ziehen konnte. Er flanierete, baute Boote, segelte, gärtnernte, hatte eine der bedeutendsten Briefmarkensammlungen der Welt, er war Exzentriker und Mäzen. Und er malte, so wie er lebte: als ob eine Sonne nie untergehen könnte.

Er verkaufte zu Lebzeiten nur zwei seiner Bilder, was er offenbar für einen Fehler hielt, weil er sie kurz danach wieder zurückkaufte. Er finanzierte jahrelang das Atelier Monets, kaufte dessen Bilder, damit der Seerosen-Maler nicht in der Armut verwelkte, und gab dem Maler später Ratschläge für seine Gartenanlage. Er starb früh, vor all jenen, denen er durch seine Unterstützung einen gefälligeren Blick durch ihre Fenster ermöglichte, 46-jährig, an einem Schlaganfall oder Herzschlag, in seinem oasenartigen Anwesen unweit von Paris mit einem Garten grösser als jener von Eden und mit beheizbarem Gewächshaus. Dort blickte er aus einem der unzähligen Fenster, ganz allein auf seine Welt, in der dasselbe fast so war wie das Gleiche.

Michael Bahnert



Er malte, wie er lebte.

Die ersten reichen Schweizer

Markus Somm hat ein faszinierendes Buch über Unternehmer-Dynastien geschrieben, die dem Land zum Wohlstand verhalfen. Sie profitierten auch von einem starken Staat.

Rudolf Strahm

Markus Somm: Warum die Schweiz reich geworden ist. Mythen und Fakten eines Wirtschaftswunders. Stämpfli. 296 S., Fr. 49.–

Was dieser Mann nicht alles leistet: In wenigen Jahren drei Bücher zur Geschichte der Schweiz! Zunächst das Geschichtsbuch über Marignano und den Absturz der helvetischen Grossmachtträume. Dann die Dissertation zur Geschichte der BBC Baden. Und nun die Wirtschaftsgeschichte «Warum die Schweiz reich ist». Daneben schreibt der Vielschaffer wöchentlich Kolumnen, übernimmt und reorganisierte den Traditionsverlag des *Nebelspalters*, krepelt ihn mit neuen digitalen Sendefässen um, engagiert sich in der rechtskonservativen Zivilgesellschaft und entzieht sich auch nicht als Familienmensch mit fünf Kindern. Die Rede ist vom 56-jährigen Historiker, Journalisten und Verleger Markus Somm.

Locarneser Handelsflüchtlinge

Nachdem ich mich vor gut einem Jahrzehnt mit einem Buch mit ähnlichem Titel, «Warum wir so reich sind», an das gleiche Thema herangearbeitet hatte, vertiefte ich mich mit kritischer Brille und voreingenommener Skepsis in Somms Reichtumsgeschichte. Mein damaliger Fokus waren das erfolgreiche Berufsbildungssystem und die jüngste Wirtschaftspolitik der Schweiz. Somm dagegen präsentiert eine süffig geschriebene Wirtschaftsgeschichte zur Frühindustrialisierung ab Mitte des 16. Jahrhunderts; sie endet um 1830 vor der grossen politischen Verwerfung und der Schaffung der modernen Schweiz. Sein Erkenntnisinteresse und die Publikationsabsicht zielen aber durchaus auch auf die heutige politische Positionierung der Schweiz.

Somms Frühgeschichte der Schweizer Wirtschaft basiert nicht auf einer eigenen Quellenforschung, sondern stützt sich auf Koryphäen der Sekundärliteratur, etwa von Jean-François Bergier, Walter Bodmer, Peter Dudzik, Rudolf Braun oder dem CS-Haushistoriker

Joseph Jung. Gerade weil sich Somm nicht in die Quellenanalyse verliert, ist sein Reader anschaulich und leicht lesbar, mit spannenden Familiengeschichten von wirtschaftlichen Aufsteigern und Unternehmer-Dynastien der Frühindustrialisierung.

Wer kennt schon die wirtschaftliche Bedeutung der Locarneser Handelsflüchtlinge in Zürich? Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zogen protestantische Kaufleute aus Locarno, Lucca und Chiavenna in die Zwinglistadt. Sie hiessen Turrettini, von Orelli, Pestalozzi, Ronco oder de Muralto (später von Muralt). Sie waren vom katholischen Absolutismus im Locarnese vertrieben worden und suchten die neuen Freiheiten des zwinglianischen Zürich auszunutzen.

Seide aus der Lombardei

Ihre erste Phase des Privatkapitalismus basierte nicht auf einer zentralisierten industriellen Produktion, sondern auf dem Verlags-System: Die Locarneser Kaufleute brachten die importierte Seide aus der Lombardei oder von Venedig, oder auch Wolle, Leinenfasern und später Baumwolle, zu den Heimwerkern zum Spinnen. Danach holten sie die Garne bei ihnen wieder ab. Später führten sie diese zu den Handwebern, die in Heimarbeit quasi im Akkord-Weben das fertige Tuch ablieferten.

Im Lauf der wirtschaftlichen Entwicklung gerieten die reichen «Refugianten» aus dem Süden, wie man sie in Zürich klassierte, in Konflikt mit den Zünften und ihrer geschlossenen

Handwerksordnung. Durch geschickte familiäre Netzwerk-Strategie und Heiratspolitik mit der Zürcher Regierungselite setzten sich die neuen Familien allmählich fest. Durch ihren Reichtum konnten sich so die ersten kapitalistischen Unternehmer-Dynastien herausbilden, die nach und nach in Zürich auch ihre eigenen liberalen Rahmenbedingungen für Produktion und Handel durchsetzten.

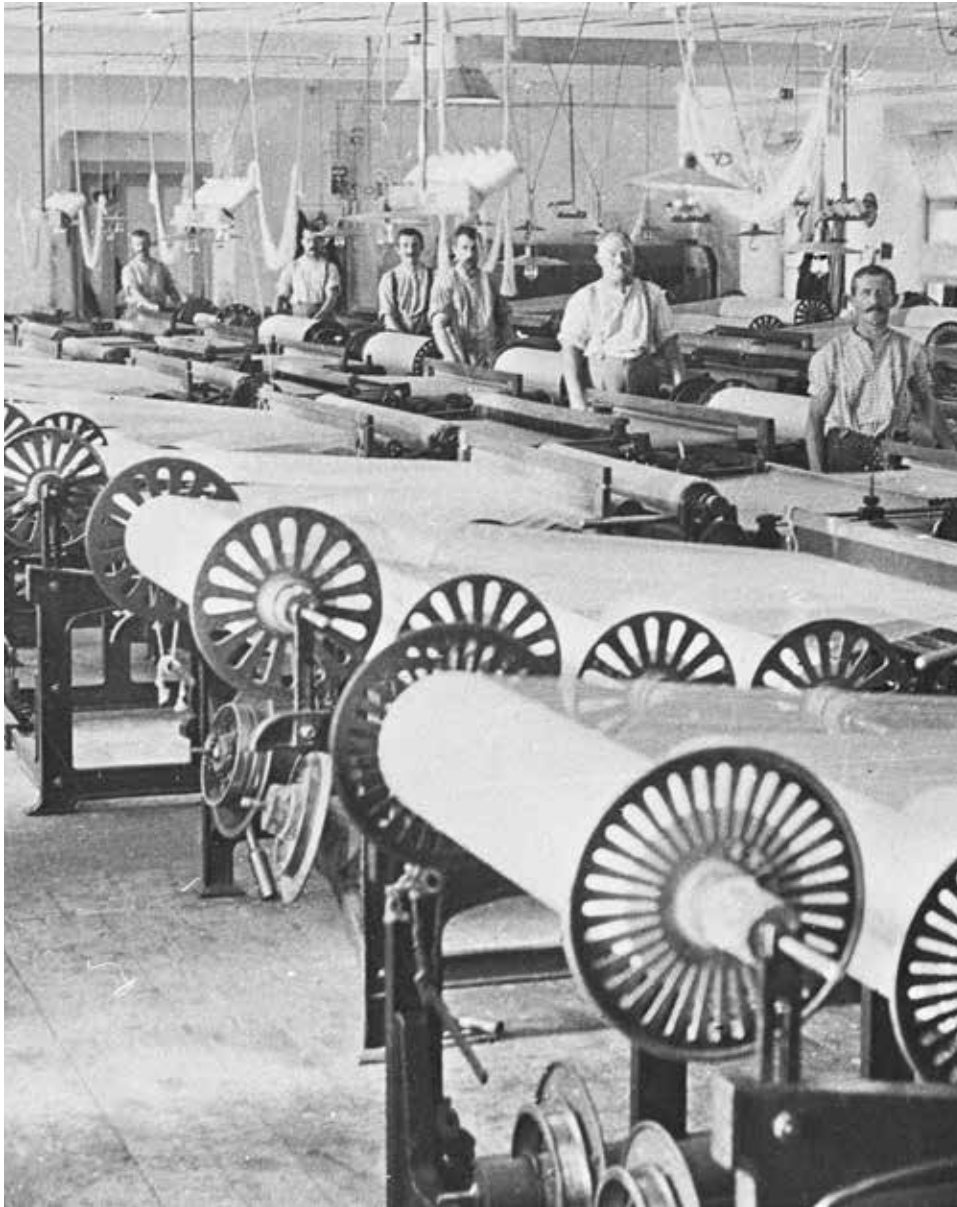
Somm erscheint es wichtig, den Unterschied der Frühindustrialisierung Zürichs, St. Gallens, Genfs im Vergleich zur wirtschaftlichen Entwicklung des streng beherrschten patrizischen Standes Bern herauszustreichen. Dem mächtigen Berner Patriziat gelang es, die freie Wirtschaftsentwicklung beim Handel und in der Verlags-Produktion zu unterbinden und stattdessen seinen Reichtum weiterhin durch Söldnerwirtschaft und Domänenverwaltung in den Landvogteien zu zementieren. Wirtschaftsgeschichtlich liess Bern (mit einem Ausreisser zwischen 1880 und 1920) nie ein international verflochtenes Unternehmertum aufkommen.

Die frühe Vernetzung im internationalen Handel und durch den Fachkräfte- und Technologieaustausch zeigt Somm auch an den Entwicklungen in Genf, wo der «Geist des Kapitalismus» aus dem dort vorherrschenden Calvinismus entsprang oder von diesem gefördert wurde. Max Webers historische Betrachtungen schimmern durch. Somm verschweigt auch nicht die späteren Verbindungen von welschen Familiendynastien im Kolonialismus und deren Verquickung in Sklavenhaltung und Sklavenhandel, etwa bei der Neuenburger Dynastie der de Pury.

«Massaker des Strukturwandels»

Machen wir einen Sprung ins 19. Jahrhundert, dessen Wirtschaftsentwicklung Somm mit der Firma Escher Wyss AG, gegründet 1805, beispielhaft illustriert. Mit dem Lebenslauf des Zürchers Hans Caspar Escher erleben wir anschaulich, wie der unstete Firmengründer zunächst eine Zwirnerei mit Wasserkraft aus der Sihl aufbaute, finanziert durch den lokalen Bankier Salomon von Wyss. Zuvor hatte er während der Napoleon-





Liberaler Rahmenbedingungen: Weberei in Wald ZH.

Kriege und politischen Umbrüche sein Glück als Handelsreisender, Architekt und Rom-Aufenthalter gesucht – Stationen, die er in seinen Tagebüchern dokumentierte.

Während der Kontinentalsperre Napoleons ab 1806 schossen die Textilpreise in ungeahnte Höhen, man könnte heute sagen: wegen «Lieferkettenproblemen». Das brachte der Escher Wyss AG und vielen Zürcher Textilfabrikanten hohe Gewinne. Doch nach der Aufhebung der Sperre im Gefolge von Napoleons Sturz fielen die Textilpreise ins Bodenlose. Somms spricht von einem «Massaker des Strukturwandels» in der Zürcher und Glarner Textilindustrie. Damit illustriert er auch die Interdependenz zwischen internationalen Handelsbedingungen und der internen Wirtschaftsentwicklung.

Hans Caspar Escher nutzte die neue Reisefreiheit für mehrmalige Besuche in England und Schottland, wo er mit Neuunternehmern Kontakte pflegte – damals fast ausschliesslich in fran-

zösischer Sprache, der damaligen Lingua franca. Auf Schleichwegen und mit heuchlerischen Besuchen erwarb er sich Kenntnisse zur Nutzung der Wasserkraft mit neuen Wasserrädern, zur Modernisierung von Spinnmaschinen und mechanischen Webstühlen, in späteren Reisen auch von Dampfmaschinen und Schiffsantrieben, von Druckwalzen für Textilien, der Anwendung von Chlor-Bleichmitteln und den ersten (wohl giftigen) Anilinfarben zur Textilfärbung. So wandelte sich die Escher Wyss AG von einer Textilunternehmung zu einer Maschinenfabrik und zum ersten Dampfschiff-Hersteller auf dem Kontinent.

Industriespionage in England

Somms Beschreibung von Eschers Besuchen in England, wiedergegeben aufgrund von dessen Tagebüchern, ist spannend. Man könnte Eschers Schnüffelei nach heutigem Verständnis auch als «Industriespionage» bezeichnen. «Der gute Protestant log, betrog und stahl.» Durch schlaue

Kombination von Werkspionage in England, Anwerbung ausländischer Mechaniker und Ingenieure (immer qualifizierte Fachleute) und Weiterbildung der einheimischen Arbeiterschaft entwickelte sich der Escher- Wyss-Konzern.

Somms Erkenntnisinteresse besteht darin, die Bedeutung des strebsamen Unternehmers und Innovators aufzuzeigen. Drei Dinge wurden zu nutzbringenden Wachstumsfaktoren: der Schutz des Privateigentums, die Verfügbarkeit einer disziplinierten Arbeiterschaft und die freien Handelsbeziehungen zum Ausland. Somms betrachtet es als grossen Vorteil für die Industrieentwicklung in Zürich, St. Gallen, Glarus, dass sich die Kantone mit der schwachen Tagsatzung kaum je regulatorisch zusammenraufen konnten. Man lehnte den Beitritt zum protektionistischen Deutschen

Es gab drei Wachstumsfaktoren: Schutz des Eigentums, disziplinierte Arbeiterschaft, freier Handel.

Zollverein ab, betrieb freien Handel nach allen Seiten, am intensivsten mit dem industriell starken England.

Somms wirtschaftsliberales Credo lässt sich in seiner Geschichtsinterpretation kaum verbergen: «Die beste Wirtschaftspolitik war, keine Wirtschaftspolitik zu haben.» Laut ihm war die «strukturelle Liberalität» dank Zersplitterung der kantonalen Hoheiten die beste Bedingung für die Industrialisierung.

Allmende war entscheidend

Ich würde zur Eloge auf das «freie Unternehmertum» und auf den schwachen Staat als Wachstumstreiber etwas summarisch eine Korrektur anbringen: Die helvetischen Orte wurden auch reich und attraktiv durch eine für damalige Verhältnisse starke öffentliche Infrastruktur mit Verkehrswegen, Brücken und Handelsrouten. Die Allmende mit den kollektiv verwalteten und genutzten Landstücken, Alpen, Weiden, Wäldern, Schutzbauten, Verkehrswegen und Pässen, aber auch der staatliche Eigentumsschutz waren entscheidende Voraussetzungen für die Frühindustrialisierung und die handelspolitische Interdependenz mit dem Ausland.

Diese Kombination von familiären Unternehmen, öffentlicher Infrastruktur und stabilem Rechtssystem ist das, was die Schweiz reich gemacht hat. Hoffentlich wird uns Markus Somms die Bedeutung dieser unerlässlichen Interdependenz zwischen Staat und Privat in seinem nächsten Band über die Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit nach 1848 noch nachliefern.

Der Ökonom Rudolf Strahm war von 1991 bis 2004 Nationalrat (SP) und von 2004 bis 2008 Preisüberwacher.

Suche nach dem Rätsel Mensch

Kurt Steinmann

Daniel Mendelsohn: Flüchtige Umarmung – Von der Sehnsucht und der Suche nach Identität.
Aus dem Englischen von Eike Schönfeld.
Siedler. 252 S., Fr. 41.90

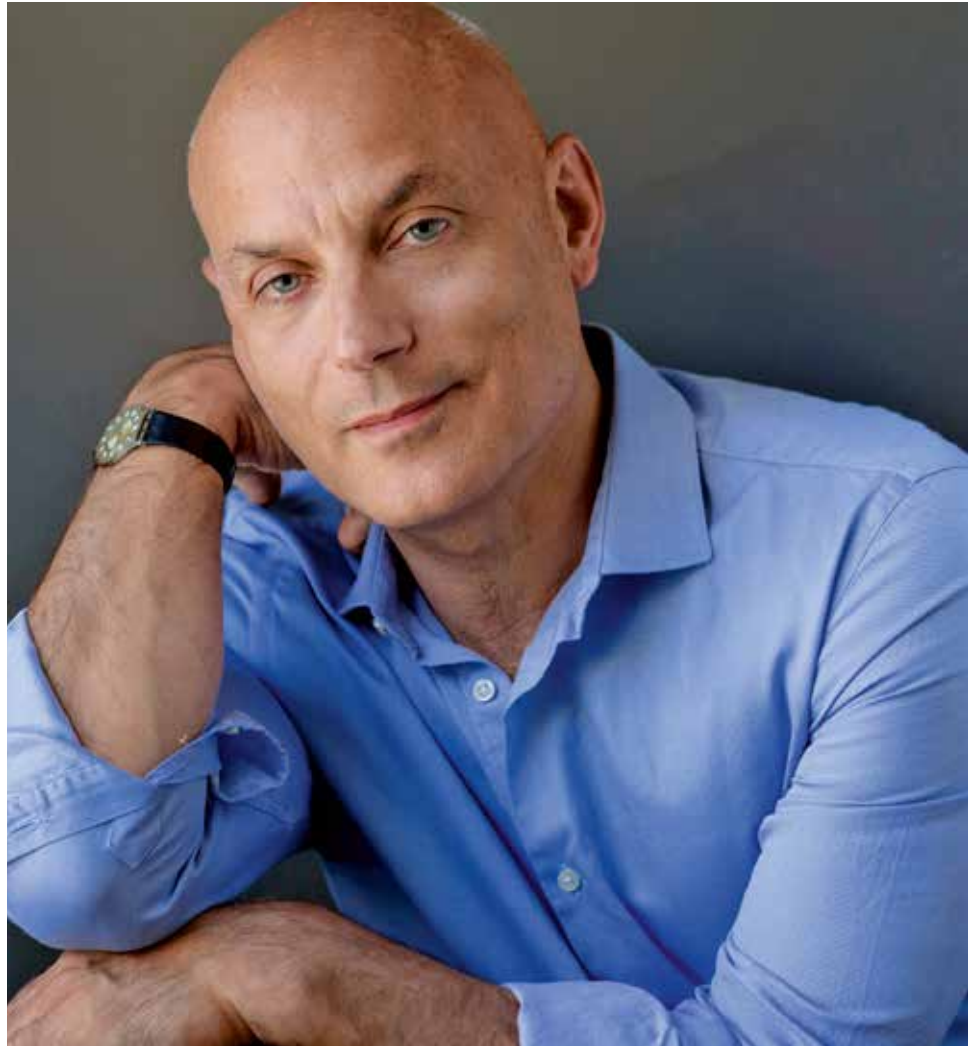
Daniel Mendelsohn, 1960 in New York geboren, 1994 in Classical Studies promoviert, genießt als Kritiker und Romancier einen hervorragenden Ruf. Er erzielte mit seiner 2019 auf Deutsch erschienenen Meditation über Homers Epos unter dem Titel «Eine Odyssee: Mein Vater, ein Epos und ich» (im Original 2017 publiziert) bei Presse und Leserschaft einen grossen, verdienten Erfolg. Das gemeinsame Nachdenken über Homers «Odyssee» überwindet die Entfremdung zwischen Vater und Sohn Mendelsohn: ein Dokument der Versöhnung stiftenden Macht von Literatur. Zustimmung erfuhren auch «Die Verlorenen» (2010 auf Deutsch, im Original 2007 als «The Lost» erschienen), die Geschichte seiner jahrelangen Suche nach seinen Verwandten in Polen und ihrem Tod im Holocaust. Und nun ist sein 1999 publiziertes Erstlingswerk «The Elusive Embrace: Desire and the Riddle of Identity» unter dem Titel «Flüchtige Umarmung» erschienen, brillant übersetzt von Eike Schönfeld.

Homosexualität als Forschungsfeld

Ursprünglich hatte der homosexuelle Mendelsohn, wie er im Nachwort vermerkt, geplant, «eine recht konventionelle Kulturkritik des Schwulenlebens im Manhattan der neunziger Jahre zu schreiben und dabei hin und wieder meine persönlichen Erfahrungen einfließen zu lassen [...]». Ergeben aber hat sich eine tiefgründige Betrachtung schwuler Kultur, der griechischen Sprache und der Mythen und eine Erforschung der eigenen Familie.



„Jetzt habe ich schon diese geniale Erfindung gemacht – und du hast das Ausschalten nicht begriffen!“



Neigung zum bipolaren Denken: Autor Mendelsohn.

Die Schwulenkultur, «eigentlich keine des Begehrens, sondern eher eine des Spiels», mit ihren Ritualen, Praktiken, dem Nachtleben in Chelsea, dem Zentrum von New Yorks schwulen Leben, und mit ihrem häufigen Partnerwechsel wird schonungslos ehrlich, offen und zugleich einfühlsam beschrieben. Mendelsohn erinnert sich an sein erstes homosexuelles Begehren in seiner College-Zeit: «In dem Augenblick, als wir einander ansahen, herrschte zwischen uns vollkommenes Einvernehmen [...]»

Sein Ausloten der homoerotischen Welt reicht aber viel tiefer, fördert grundsätzliche Erkenntnisse zutage. «Schwule Identität [...] ist letztendlich doch stets von Paradox und Widerspruch strukturiert, von den Mysterien *men* und *de*. Man kann Familienmensch und aktiver Schwuler zugleich sein, Mainstream und queer.» Die altgriechische Neigung zum bipolaren Denken – einerseits X, andererseits aber auch Y – zeigt sich in der Sprache selbst, in den Partikeln *men* (einerseits) und *de* (andererseits). «Liest man griechische Literatur lange genug, dann strukturiert dieser Rhythmus zunehmend auch das Denken über andere Dinge: Dein jüdisches Erbe *men* [...], die Leidenschaft *de* fürs klassische Griechenland [...]; dein Ver-

langen *men* nach Liebe, Stabilität, etwas wie Familie, der Drang *de* nach Lust.»

Mendelsohn wurde auch das Glück einer Art von Vaterschaft geschenkt. Er lernt Rose kennen, Nicholas' Mutter, Mathematikerin und Philosophin, für deren Sohn er liebevoll die Vaterrolle annimmt: «Das Kind, das nicht meines war, dem ich mich aber inzwischen tief verbunden fühlte. Ich hatte zunehmend das Gefühl, dass er in gewisser Hinsicht mein

Sein Ausloten der homoerotischen Welt fördert grundsätzliche Erkenntnisse zutage.

Kind war – nicht mein Kind in dem Sinn, dass er mein eigener Sohn war, aber doch das Kind in meinem Leben, das Kind meines Lebens.»

Auch hier, wie an vielen anderen Stellen, reflektiert ein antiker Mythos die Konstellation (in diesem Fall die nicht biologische Vaterschaft), und zwar das Drama «Ion» des Euripides. Xuthos ist darin nicht der wirkliche Vater Ions, aber eine liebevolle (wenngleich getäuschte) Vaterfigur – wie Daniel Mendelsohn gegenüber Nicholas. Weitere antike Ge-

schichten, die Mendelsohn heranzieht, um die eigene zu reflektieren, sind die Erzählungen von Echo und Narziss, Ödipus und Antigone sowie Gedichte von Sappho und Catull.

Dabei gelingen dem Autor Interpretationen, die durchaus auch den klassischen Philologen zu interessieren vermögen, etwa die Frage nach dem Grund von Antigones zweiter Bestattung des Polyneikes oder die subtile Deutung von Catull 51 und seinem Vorbild bei Sappho: Als Junge leidet er – so wie Sappho und Catull – schrecklich, als er mitansehen muss, dass das Objekt seiner schwulen Begierde sich einem Mädchen zuwendet. Umfangreich, weil zentral, ist die Deutung des Mythos von Echo und Narziss. Narziss, ein schöner Jüngling, verliebt sich, als er sich über eine Quelle beugt, in sein eigenes Spiegelbild; es zu berühren, misslingt ihm stets, es zu umarmen, bleibt ihm versagt. (Das «Flüchtige» im Titel könnte man auch mit «schwer fassbar», «unerreichbar» wiedergeben.)

Viele Seiten sind der weitverzweigten Familiengeschichte gewidmet; die Beigabe eines Stammbaumes hätte die Lektüre dieser oft dramatischen Schicksale erleichtert. «Es gibt nichts Elementarereres [...] als unseren Wunsch zu wissen, wer wir wirklich sind, und unsere Abstammung genau zu kennen.» Mendelsohn entpuppt sich in seiner Familienarchäologie, die Episoden grausamer Brutalität und absurde Komödien enthält, als brillanter Geschichtenerzähler. Auf das Geheimnis von Sexualität und Identität fällt in diesem biografischen Roman ein erhellendes Licht.

Marx und Engels: zwei Sonderlinge

Rolf Hürzeler

Klaus Körner, Hrsg.: Dear Frederick!
Lieber Mohr! Wbg Theiss. 288 S., Fr. 44.90

Ein politischer Gerichtsprozess gegen die eigenen Anhänger ist eine Chance, die es zu nutzen gilt. Das hatte Karl Marx erkannt, als er seinem Freund Friedrich Engels am 25. Oktober 1852 einen Brief über den Kölner Kommunistenprozess schrieb: «Sobald er vorüber ist, er mag nun ausfallen, wie er will, müssen wir beide ein oder zwei Druckbögen <An das Publikum zur Aufklärung> drucken lassen.» Denn «ein günstigerer Moment, zur nation en large zu schreiben, kommt nicht wieder». Im Kommunistenprozess waren elf sozialistische und liberale Aktivisten angeklagt, ein «Komplott» geschmiedet zu haben, um die staatliche Ordnung zu stürzen; vier wurden freigesprochen, sieben verurteilt.

Marx schrieb diesen Brief an Engels in seiner Wohnung im Londoner Exil an der Dean Street

in Soho. Er ist Teil der Korrespondenz zwischen den beiden Freunden, die der deutsche Historiker Klaus Körner herausgegeben hat. Sie umfasst neben politischen Überlegungen persönliche Bekenntnisse, Polemiken – über Freunde und Feinde gleichermaßen – sowie grosses Bedauern über den Zustand einer Welt, die nicht so war, wie die beiden es sich wünschten. Sie haben sich während vierzig Jahren etwa 2000 Briefe geschrieben, davon sind rund 1600 erhalten geblieben, heisst es im Vorwort. Ein paar als heikel angesehene Briefe wurden von Engels und den Marx-Töchtern nach dem Tod von Marx vernichtet, damit sein Ansehen keinen Schaden nehmen sollte. Die nun vorliegende Auswahl aus dem Fundus der Marx-Engels-Gesamtausgabe will das politische Denken der beiden Theoretiker verdeutlichen und sie von ihrer menschlichen Seite zeigen.

Menschlichkeit in Briefen

Die Exilanten Karl Marx (1818–1883) in London und Friedrich Engels (1820–1895) in Manchester waren den englischen Behörden als politische Widersacher ebenso lästig wie den deutschen. Das kommt im gleichen Schreiben von Marx in den ersten Zeilen zum Ausdruck, als er seinen Freund warnt: «Wegen unserer Korrespondenz müssen wir andere Massregeln treffen. Es ist positiv, dass wir einen Mitleser im Ministerium Derby haben...» Damit spielte er auf eine vermutete Postüberwachung an, die der damalige Premierminister Edward George Derby anscheinend verfügt hatte.

Karl Marx stellte sein Standardwerk «Das Kapital» erst 1866 fertig. So ist in vielen Briefen noch das Ringen nach einer klaren politischen Analyse spürbar, wobei sich die Empörung über die Verhältnisse nicht unterdrücken liess, etwa wenn Marx im Frühjahr 1858 «Zur Kritik der politischen Ökonomie» schrieb: «Ebenso ist der Übergang des Grundeigentums in die Lohnarbeit nicht nur dialektisch, sondern historisch, da das letzte Produkt des modernen Grundeigentums das allgemeine Setzen der Lohnarbeit ist, die dann als Basis der ganzen Scheisse erscheint.» Diese Erkenntnis leuchtete Engels zwar ein; er hielt aber in seiner Antwort eine Woche später fest: «Ich sehe den dialektischen Übergang vom Grundeigentum auf die Lohnarbeit nicht klar.»

Ein wiederkehrendes Thema sind die Geldsorgen, die Marx plagten. Er musste sich und

seine vielköpfige Familie im Londoner Exil mit bescheidenen Mitteln durchbringen. Selbst als Engels ihm vom Tod seiner Frau Mary schrieb, ging Marx nach wenigen Worten des Beileids sogleich zu seinen finanziellen Sorgen über, um Geld zu fordern: «Abgesehen davon, dass wir nichts mehr kreditiert erhalten, ausser

*Marx und Engels
haben sich während 40 Jahren
etwa 2000 Briefe geschrieben.*

Metzger und Bäcker, was auch Mitte dieser Woche aufhört...» Wie Herausgeber Körner im Vorwort schreibt, führte diese Episode zu einem kurzzeitigen Zerwürfnis zwischen den beiden Freunden.

Marx wie Engels zogen mit Lust über ihre Gegner her. Aber auch Zeitgenossen, die ihnen wohlgesinnt waren, verschonten sie nicht: «Heine ist am Kaputtgehen. Vor 14 Tagen war ich bei ihm, da lag er im Bett und hatte einen Nervenanstoss...», schrieb Engels an Marx.



Freunde und Feinde:
Marx (l.) und Engels.

Auch sein Krankenbesuch beim Revolutionär Georg Herwegh berührte ihn nicht sehr: «War gestern bei Herwegh. Hat nebst Familie die Grippe und viel Besuch von alten Weibern.»

Mitunter ist Menschlichkeit in diesen Briefen zu spüren, etwa wenn Marx unter dem Tod von drei seiner Kinder litt. So trauerte er am 19. November 1850 um den Verlust seines einjährigen Kindes Heinrich Guido: «Heute morgen ist unser kleiner [...] Föxchen gestorben. Plötzlich durch einen der Krämpfe, die er oft gehabt hatte. Einige Minuten vorher lachte und schäkerte er noch...» Aber schon im nächsten Abschnitt des Schreibens wendet sich Marx wieder der gemeinsamen Sache zu mit einem Hinweis auf den Kampf eines englischen Arbeiterführers.

Was Verschweigen anrichtet

Bernadette Conrad

Bernhard Schlink: Die Enkelin.
Diogenes. 368 S., Fr. 34.90

Ich bin froh, dass ich nicht geblieben bin», schreibt Birgit in ihren Aufzeichnungen. «Ich bin froh, dass ich gegangen bin. Ich will keines dieser nicht gelebten Leben. Aber ich kann sie nicht von mir abtun. Meine nicht gelebten Leben sind wie mein gelebtes. Sie sind traurig, und ich trage an der Traurigkeit des Lebens mit schlechtem Gewissen.» Als Kaspar diese Gedanken seiner Frau liest, ist sie selbst nicht mehr da. Nach ihrem rätselhaften Tod in der Badewanne hat er in ihren Unterlagen diesen Text gefunden, in dem sie sich mit ihrer Flucht aus der DDR als junge Frau auseinandersetzt, bei der Kaspar ihr einst geholfen hatte.

Birgits Lebenstraurigkeit, ihre Depressionen, die sie im Alkohol zu ersticken versuchte, auch ihre Verstörung beim Neuanfang in Westberlin: Kaspar hatte sie hingegenommen, aber nicht verstanden. Dass irgendwann die Wende kam, war für Birgit kein Trost: «Die DDR wird nie das Land werden, von dem geträumt wurde. Es gibt sie nicht mehr. Die geblieben sind, können sich nicht wieder an ihr freuen. Die gegangen sind, können nicht wieder in sie zurückkehren; ihr Exil ist ohne Ende. Daher die Leere.» Aber wie Kaspar erst jetzt erfährt, geht die Leere, an der Birgit verzweifelt war, keineswegs nur auf den Verlust des Landes zurück. Plötzlich erfährt er Dinge, die ihn seine Frau in völlig neuem

«Die DDR wird nie das Land werden, von dem geträumt wurde. Es gibt sie nicht mehr.»

Licht sehen lassen. Birgit hatte ihm damals, bei ihrem Kennenlernen in Ostberlin Mitte der 1960er Jahre, verschwiegen, dass sie ein Kind erwartete. Als er ihr dann, Monate später, Papiere besorgt und bei der Flucht geholfen hatte, hatte sie in der Zwischenzeit eine Tochter geboren und sie mit der Hilfe einer Freundin bei anderen Leuten abgeben.

«Auch dass ich nach ihr suchen will, kann ich ihm nicht sagen», heisst es in Birgits Aufzeichnungen. «Wenn ich nachts aufschreie und aufschreie, wenn ich nicht schlafen kann und er mich fragt, was ist, winke ich ab.» Was für ein schauriger, doppelter Schock! Zuerst verliert Kaspar, der Buchhändler mit dem ruhigen, gleichförmigen Leben, ganz unerwartet seine geliebte Frau – um kurz darauf zu erfahren,

dass sie noch jemand ganz anderes war: eine Mutter voller Sehnsucht nach einem Kind, das sie weggegeben hatte, die inzwischen weder Kraft noch Mut noch Hoffnung aufbrachte, die Tochter zu finden.

Bernhard Schlink hat auch seinen neuen Roman wieder um einen spannenden Plot herum entwickelt, in dem sich die existenziellen Themen dramatisch verdichten. In erstaunlichem Widerspruch zu dieser Dramatik bleibt Kaspars inneres Leben – jene Bühne also, auf der solch existenzieller Stoff ja verhandelt und ver-



Existenzielle Themen: Schriftsteller Schlink.

kraftet wird – literarisch so gut wie unerzählt. Wie in einem Film folgt eine handlungsintensive Szene auf die nächste: Auf Kaspars Lektüre von Birgits Aufzeichnungen folgt die Suche nach jener Freundin, die Birgit geholfen hatte, dann die nach Birgits Tochter selbst; es schliesst eine existenzielle Begegnung an die andere an.

Zwischen Faszination und Abwehr

Wo aber ist die erzählte Zeit selbst? Jene Zeit, die im Leben zwischen Ereignissen liegt, die Zeit, in der Menschen Dinge verkraften, weinen, sich erholen, in den Alltag zurückkehren, Entscheidungen fällen, sprich: die Zeit, in der Entwicklungen stattfinden? Alles ist hier so gerafft, so fast ohne Übergänge erzählt, dass der Widerspruch zwischen der hohen Emotionalität der Ereignisse selbst und der äusserst reduzierten Resonanz, die diese Dinge in den Figuren auslösen, im Buch eine merkwürdige Leerstelle schafft.

Auf der Ebene des Stoffs, der inhaltlichen Auseinandersetzung bleibt das Buch durchgängig spannend. Dass Kaspar, der still vor sich hin lebende Mann, den es plötzlich mitten hinein ins völkische Milieu der ländlichen Neonazi-Szene verschlägt, nicht sofort entsetzt die Flucht ergreift, ist einzig und allein der «Enke-

lin» Sigrun zu verdanken; jenem titelgebenden jungen Mädchen, dessen Grossmutter Birgit gewesen wäre und dessen sich nun Kaspar annimmt – mit einem Einsatz und Engagement, das man nur als Mission beschreiben kann.

In der so vorsichtigen wie fürsorglichen Beziehung zu dem jungen Mädchen kommt das Buch zu seinem eigentlichen Thema: Gibt es einen Weg, Sigrun zu beschützen vor der Ideologie, der rechtsextremen Vereinnahmung, der archaisch-männlich militanten Welt, den Begriffen von Ehre und Patriotismus, dem Antisemitismus und der Holocaust-Verdrehung, in die ihre Eltern sie hineinziehen? Kann die Kultur, mit der Kaspar sie übersättigt – Bücher, Musik, Reisen – dagegen etwas ausrichten?

Sigrun, zwischen Faszination und kritischer Abwehr hin- und hergerissen, wird auch Kaspar zwingen, neue Fragen zu stellen: «Blieb die Gesellschaft der Jugend ein positives Erlebnis von Gemeinschaft schuldig?» Waren es auch Defizite der liberalen Wohlstands- und Bequemlichkeitsgesellschaft – zu der Kaspar selbst auch gehört –, die einer Jugendlichen wie Sigrun das autoritäre, von glasklaren Zielvorstellungen geprägte Leben der Völkischen attraktiv erscheinen liessen?

Letztlich reisst Schlink mehr Themen, mehr Fragestellungen, mehr Zusammenhänge an, als ein Roman befriedigend beantworten kann. Man verlässt die Welt des Buches mit dem Gefühl, mit Siebenmeilenstiefeln eine spannende und abwechslungsreiche Landschaft durchmessen zu haben – die aber mehr noch eine Welt der drängenden Fragen als der lebendigen Figuren war.

Die wichtigste Revolution der Welt

Wolfgang Koydl

Silvia Ferrara: Die grosse Erfindung. Eine Geschichte der Welt in neun geheimnisvollen Schriften. C. H. Beck. 251 S., Fr. 37.90

Irgendwann zwischen 3200 und 2900 v. Chr. beschloss ein unbekannter Verwaltungsbeamter in Mesopotamien, die Listen für Schafe, Ochsen, Esel oder Getreide nicht mehr auf Tonkugeln einzuritzen, in denen einzelne Zählsteine verschlossen waren. Stattdessen notierte er sich die Angaben in präziser Keilschrift auf einer Tontafel. Es war die Geburtsstunde von Papyrus, Pergament, Papier und letztlich auch des iPad – der Prototyp des Schriftträgers, wie wir ihn bis heute verwenden, die zweidimensionale, glatte Oberfläche.

Diese Erkenntnis ist nur vermeintlich banal, denn mit diesem Schritt begann eine Revolution, die bis heute nicht abgeschlossen ist – die Geschichte der Schrift, von ersten Piktogrammen auf Steinwänden bis zu den Emojis, die wir heute über das Smartphone versenden.

Herzblut, Sachkenntnis, Humor

Silvia Ferrara hat diese Geschichte aufgeschrieben, mit Herzblut, Sachkenntnis und Humor. Sie ist Professorin für Ägäische Kulturen an der Universität Bologna. Das ist wohl der Grund, weshalb sie die auf Kreta und Zypern entwickelten und bis heute nicht entzifferten Schriften ausführlicher und trockener als für den Laien nötig behandelt.

Doch dies ist die einzige Kritik an diesem kompakten Buch, das nur so strotzt von Aha-Erlebnissen für den Leser. Oder wer hätte gewusst, dass nur ein Zufall dazu führte, dass wir heute vom Alphabet sprechen? Es hätte auch das «Helachet» werden können: Lange existierten im östlichen Mittelmeerraum zwei ähnliche Schriften nebeneinander, die nur die Buchstaben unterschiedlich anordneten: Die

Wer hätte gewusst, dass nur ein Zufall dazu führte, dass wir heute vom Alphabet sprechen?

eine begann mit *aleph, beth, gimel*, die andere mit *he, lamed, chet*. Nur weil phönizische Händler sich für erstere entschieden, setzte sich das Alphabet weltweit durch.

Hieroglyphen, Runen, Silben, Rebusse – Schriften gibt es in vielen Formen, doch die erfolgreichste, weil revolutionärste, war das Alphabet. Ferrara – ganz Italienerin – nennt es den «Maserati unter den grafischen Repertoires». Doch letztlich gehen die Wurzeln aller Alphabete auf die «schreibwütigen» Ägypter und ihre Hieroglyphen zurück. Nach neusten Forschungen waren auch sie es, die als Erste eine Schrift entwickelten, und nicht die Sumerer mit ihrer Keilschrift. Bei Grabungen in Abydos wurden 300 briefmarkengroße Elfenbeinplaketten mit Schriftzeichen gefunden, die 5000 Jahre alt sind.

Die Ägypter waren vielleicht die Ersten, aber nicht die Einzigen. Noch bis vor vierzig Jahren galt es als gesichert, dass die Schrift nur ein Mal erfunden und dann von anderen Völkern kopiert und angepasst worden sei. Heute weiss man, dass sie mindestens vier Mal unabhängig voneinander entstand: in Ägypten, in China, in Mesopotamien und in Mittelamerika.

Aber weltweit gab es auch andere Völker und Kulturen, die sich eine eigene Schrift gaben – von den Berbern in Nordafrika über die Cherokee in Nordamerika bis zu den Bewohnern der Osterinsel. Bei dieser Gelegenheit räumt Ferrara auch mit anderen Vorurteilen auf: dass

Schrift und Kultur einander bedingen und dass Schriften nur zu Verwaltungszwecken entstanden. Doch die Azteken kannten keine Schrift, und mit nordischen Runen wurden nur Zaubersprüche aufgezeichnet.

Ein Rätsel ist die chinesische Schrift. Von ihr sind praktisch keine Vorstufen bekannt, aus der sich dann die ausgereifte Form entwickelt hätte. Auch die ältesten Zeugnisse, die vor 3200 Jahren entstanden, können von heutigen Zeitgenossen gelesen und verstanden werden. Denn Chinesisch ist auch die einzige Schrift der Welt, die noch immer die gleiche Sprache wiedergibt, für die sie erfunden wurde.

Ferrara nennt die Schrift die «grosse Erfindung». Umso erstaunlicher, wie wenig diese gewürdigt wird. Im Nationalmuseum für Wissenschaft und Technik in Stockholm werden die hundert wichtigsten Innovatio-



Für den Sonntagsbrunch.



Weil wir **Berge** lieben.



nen aller Zeiten ausgestellt. Die Liste kam aufgrund einer Umfrage zustande. Ganz vorne rangieren die üblichen Verdächtigen – das Rad, die Elektrizität, das Telefon, der Computer. Und die Schrift? Sie landet auf Platz 38. Hinter dem Reissverschluss, aber immerhin knapp vor dem Staubsauger.

Über Raum und Zeit hinweg

Wahrscheinlich ist die Schrift in einer alphabetisierten Welt zu alltäglich, zu selbstverständlich geworden. Für die Ägypter, die Maya, die Chinesen aber war sie die Tochter der Götter – heilig und magisch. Und Magie, das stellt Ferrara eindeutig klar, umweht die Schrift noch immer. Denn nur Buchstaben sind fähig, Gedanken, Gefühle und Informationen über Raum und Zeit hinweg zu transportieren.



Die Bibel Leib und Seele

Nicht die Toten loben den Herrn, keiner von allen, die hinabfahren ins Schweigen (Psalm 115,17). – Der Tod wird in der Bibel als wirkliches Ende von Leib und Seele aufgefasst. Der Hebräer hat für den Leib gar kein Wort, weil ihn die Trennung von Leib und Seele nicht interessiert. Die Vorstellung von einer Seele, die den Tod überlebt, ist ausgeschlossen, und die Antwort Platos, der Tod sei nur der Wegfall körperlicher Fesseln und die Befreiung der Seele aus einem Gefängnis, ist meilenweit von der Bibel entfernt. Die Einzigartigkeit Israels gegenüber den anderen Religionen bestand nicht zuletzt darin, dass es seinen Glauben und seinen Gehorsam durchgehalten hat ohne die Vorstellung eines Lebens nach dem Tod. Der Tod ist gleichsam modern als das radikale Ende von Leib und Seele aufgefasst. Und wenn in späten Schriften des Alten Testaments die Hoffnung aufkommt, dass Gott über den Tod hinaus Herr bleibt und den Menschen zu einem Leben mit Gott erwecken wird, dann gründet sie auf der Erfahrung, dass sich Gott als stärker denn alles andere erwies.

Nach dem Psalmvers befindet sich die Welt der Toten ausserhalb des göttlichen Machtbereichs. Es ist daher nicht abwegig, nach alter Tradition, wie jetzt im November, über den Tod und die Toten nachzudenken. Auch das Neue Testament hält an der Leiblichkeit gegen jede Ankränkelung fest. Ankränkungen wären, wenn Ideen, Gedanken oder seelische Empfindungen als das einzig Wahre und Reale erscheinen würden. «Das Wort ward Fleisch», steht im Johannesevangelium. Weder die Geburtsgeschichte Jesu noch seine Hinrichtung sind Heldengeschichten. «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» (Markus 15,34). Erst im unverblühten Tod Jesu erkennt das Neue Testament den Ansatz für Gottes Handeln, das den Tod überwindet.

Peter Ruch

«Wir dürfen alles!»

Robert Hunger-Bühler ist mit einem Stück auf Tournee, in dem er eine Frau spielt. Er tut es hinreissend.

Daniel Weber

Anne-Marie die Schönheit: Von Yasmina Reza. Regie: Peter Carp. Mit Robert Hunger-Bühler. Theater Rigiblick, Zürich, 22.11. und 19.1.2022. Alte Reithalle Aarau, 25.1 und 26.1.2022.

Die alte Schauspielerin Anne-Marie in Yasmina Rezas Stück kramt in ihren Lebenserinnerungen. Sie kam über Nebenrollen an einem Vorstadttheater nie hinaus, wurde nie bewundert oder umschwärmt. Ihre Träume zerschlugen sich, ihr verstorbener Ehemann war ein Spiesser, ihr Sohn ist ein «Mistfink». Und doch sagt sie ganz ohne Bitterkeit: «Ich hatte ein glückliches Leben.»

Anne-Marie ist eine tragikomische, melancholische und zugleich robuste Figur, die sich durch nichts unterkriegen liess. Brilliant verkörpert wird sie von Robert Hunger-Bühler. Im eindreiviertel Stunden langen Monolog zeigt der Schweizer hochkonzentrierte Schauspielkunst: Jeder Satz, jede Geste, jeder Blick ist von wunderbar subtiler Stimmigkeit. In Hunger-Bühlers hinreissendem Spiel geht Anne-Maries Traum in Erfüllung: Sie ist ein Star.

Dass sich das Zürcher Schauspielhaus eine solche Theater-Sternstunde aus genderpolitischen Gründen entgehen liess, erstaunt nicht. Ein Glücksfall ist es für das Theater Rigiblick, wo Robert Hunger-Bühler mit dem Stück zweimal gastieren wird.

Weltwoche: Herr Hunger-Bühler, Sie stehen auf der Bühne einem maskierten Publikum gegenüber. Wie wirkt das auf Sie?

Robert Hunger-Bühler: Es ist ein eigenartiges Gefühl. Gerade in diesem Stück spreche ich ja direkt zum Publikum – und kann seine Mimik schwer lesen. Ich erkenne nicht, was für ein Regungs- oder Erregungszustand in den Gesichtern herrscht. Auf eine Regung in Form des Schussapplauses muss ich lange warten.

Weltwoche: Ist das Publikum für den Schauspieler tatsächlich so wichtig?

Hunger-Bühler: Natürlich. Der Zuschauer ist der Mitspieler, und vor allem bei diesem Monolog ist er der Partner. Das Publikum malt

eigentlich das Bild fertig, macht den Gedanken des Schauspielers fertig. Im besten Fall wird man ja, wenn man etwas im Theater sieht, auf die eigene Biografie zurückgeworfen.

Weltwoche: Was hat Sie daran gereizt, eine Frauenrolle zu spielen?

Hunger-Bühler: Erst dachte ich, es sei ein Trick, ein brechtscher Verfremdungseffekt, dass sich Yasmina Reza, wie sie sagte, beim Schreiben in einen Mann versetzte – was sie beschreibt, ist sehr autobiografisch. Aber beim Lesen fand ich den Text seltsam anrührend. Wenn ich als Mann auf der Bühne stehe und als Frau erzähle, bin ich trotzdem noch halb in der Position des Mannes. Als ich mich zum ersten Mal im Rock im Spiegel sah, durchfuhr es mich wie ein Blitz: Ich sah meine Mutter. Darum könnte es mir nie passieren, dass ich die Frauenfigur Anne-Marie ironisierend spielen würde.

Weltwoche: Spielt es überhaupt eine Rolle, ob ein Mann oder eine Frau diese Rolle spielt?

Hunger-Bühler: Grundsätzlich nicht. Wenn ich Männerrollen spiele, die mich sehr berühren, ist mir manchmal meine eigene Bio-

«Als ich mich im Rock im Spiegel sah, durchfuhr es mich wie ein Blitz: Ich sah meine Mutter.»

grafie ein bisschen im Weg. Vielleicht wäre das für eine Schauspielerin, die Anne-Marie spielt, auch so. Aber irgendwann im Leben wird es doch egal, ob man ein Mann oder eine Frau ist, man ist ein Mensch.

Weltwoche: Es geht Yasmina Reza um existenzielle Erfahrungen. Anne-Marie hat mich an eine Figur von Samuel Beckett erinnert, an Krapp, der auch in seinen Erinnerungen wühlt. Könnte der auch von einer Frau gespielt werden?

Hunger-Bühler: Davon bin ich absolut überzeugt. Ich spielte als Dreissigjähriger Krapp und schwor mir, den mal im richtigen Alter zu spielen. Damals stellte ich mir beim Spielen vor, wie ich als alter Mann sein würde. Es gibt grosse Parallelen zwischen ihm und Anne-Marie.



«Da werden Menschen leicht zu Ungeheuern»:

Weltwoche: Ein Mann spielt eine Frau: Damit befinden Sie sich mitten in der aktuellen gender- und identitätspolitischen Diskussion. Was halten Sie davon?

Hunger-Bühler: Das ist auf gut Schweizerdeutsch «ein fertiger Gugus». Es ist klar, dass man mit männlicher Macht jahrhundertlang Schindluder getrieben hat und noch immer treibt. Das geht nicht mehr. Aber dass man das alles in die Sprache hinein trägt, dass man ständig neue Wörter wie «PoC» lernen muss – als ob damit das Problem gelöst wäre! Es ist schrecklich, dass Menschen, die man rehabilitieren will, jetzt zu Akronymen verdammt sind. Ich glaube, das ist ein Säurebad, durch das wir jetzt einfach hindurchmüssen. Auch das angekränkelte Theater muss da hindurch, damit es wieder zu den eigentlichen Problemen des Menschseins vorstossen kann.

Weltwoche: Das Theater sollte die Gender-Diskussion überwinden?

Hunger-Bühler: Wir Schauspieler sind doch gerade darum begnadete Geschöpfe, weil wir – bezahlt, manchmal sogar hochbezahlt – in den Geschlechtern herumfuhrwerken dürfen. Wir



Schauspieler Hunger-Bühler.

dürfen alles! Wir spielen Totentrompeten und Himmelschafe. Es gibt einen wunderbaren Satz in einem frühen Stück von Brecht: «Der Bühnenkünstler muss alles können.» Und in der Regieanweisung schreibt er vor, der Satz müsse gelispelt werden. Das hat eine philosophische Tiefe. Wir müssen alles spielen können, auch Lispler.

Weltwoche: Wie soll das Theater auf den Zeitgeist, auf Moden reagieren?

Hunger-Bühler: Als ich unter Barbara Frey Ensemble-Mitglied in Zürich war, ging man souverän mit Gender um. Sie hat Männer in grossen Rollen als Frauen besetzt und vice versa. Heute scheint mir der Umgang mit solchen Dingen sehr viel dogmatischer. Die Sensibilität nimmt tragikomische Züge an. Das ist keine Zürcher Spezialität. Das Theater ist grundsätzlich gefährdet, sich dogmatisch zu verhärten.

Weltwoche: Sie sprechen das an, was man heute woke nennt?

Hunger-Bühler: Ja, das ist der Sammelbegriff. Wobei ich behaupten würde, dass ich seit meiner Adoleszenz woke bin. Ich brauche dazu dieses Wort nicht.

Weltwoche: War früher das Theater nicht auch dogmatisch?

Hunger-Bühler: Doch, natürlich. Ich erinnere mich noch an die Mitbestimmungsmodelle der 68er. Heute ist das Theater in einer Phase der Nabelschau, alle sind auf der Suche nach sich selbst. Ich hoffe aber, dass man wieder zur Einsicht kommt, dass man mit Theater grundsätzlich die Menschen verändern kann – wenn sie aus dem Theater nach Hause gehen und vielleicht sogar davon träumen, was sie erlebt haben. Das Vertrauen in das «Spiel der Menschen» darf nicht verlorengehen. Ich erlebe ja selber, dass man diese Faszination mit wenigen Mitteln herstellen kann. Damit kann man jedes Publikum treffen. Und zwar unmittelbarer als mit irgendeinem Budenzauber.

Weltwoche: In welche Richtung sollte sich das Theater entwickeln?

Hunger-Bühler: Es gibt einen wunderbaren Satz von Antonin Artaud: «Das Theater ist der Zustand, der Ort, die Stelle, wo die menschliche Anatomie begriffen und durch diese das Leben geheilt und regiert werden kann.» Das finde ich grossartig. Das Theater hat sich weit

davon entfernt, aber ich glaube daran, dass das wieder möglich ist.

Weltwoche: Sie spielen ja auch in Filmen und Fernsehproduktionen. Dachten Sie nie daran, sich ganz darauf zu konzentrieren, wie Bruno Ganz es auch getan hat?

Hunger-Bühler: Ganz konsequent durchgehalten hat er es ja nicht. Ich kannte ihn gut und weiss, dass ihn das Theater nie wirklich losliess. Es war nicht mehr seine Welt, aber im tiefsten Herzen glaubte er ans Theater, und das ist bei mir auch so.

Weltwoche: Wo liegt für Sie als Schauspieler der Unterschied zwischen Theater und Film?

Hunger-Bühler: Es sind zwei Ausformungen eines Berufs. Ich finde die Kamera eine tolle Partnerin, weil sie merkt, was ein Schauspieler denkt. Wenn man das einmal herausgefunden hat, macht es Spass. Das kann die Bühne nicht, da muss man beim Spielen ver-

«Das Theater ist grundsätzlich gefährdet, sich dogmatisch zu verhärten.»

grössern. Der Film verlangt eine andere Präzision in der Emotion, in den Gedanken, weil die Kamera alles sieht. Sie sieht in den Augen, was man denkt.

Weltwoche: Man wird Sie also auch weiterhin auf der Bühne und im Film sehen?

Hunger-Bühler: Mein Ziel ist, pro Jahr ein Theaterstück zu machen. Dann führe ich ja immer wieder auch Regie, auch am Musiktheater. Vor der Pandemie durfte ich «Die Fledermaus» in Baden inszenieren. Und auch noch vor der Pandemie habe ich in einem amerikanischen Film mitgespielt, «Porcupine» von Mike Cahill, der im Moment in den USA auf Festivals gezeigt wird und hoffentlich bald auch hier in die Kinos kommt, ein sehr schönes Kammerspiel im reduzierten Stil von Jim Jarmusch.

Weltwoche: Haben Sie der Corona-Zeit auch etwas Positives abgewinnen können?

Hunger-Bühler: Ich verdanke der Pandemie, dass ich die Musse hatte, Adalbert Stifters «Nachsommer» in einem Zug zu lesen. Das hatte ich davor nie geschafft. Aber das kann man natürlich nur sagen, wenn man durch die Pandemie nicht existenziell gefährdet ist. Ich hoffe einfach, dass die Kunst aus der Pandemie gute Erkenntnisse gewinnen konnte.

Weltwoche: In Deutschland haben Schauspieler mit der Aktion #allesdichtmachen ironisch gegen die Corona-Politik protestiert.

Hunger-Bühler: Ich fand die Aktion richtig und nicht ganz geglückt. Das Problem ist doch, dass der ganzen Gesellschaft und vor allem den Politikern der Humor ausgegangen ist. Wir sind zuweilen in einer humorfreien Zone. Das ist gefährlich. Da werden Menschen leicht zu Ungeheuern.



Oft zweideutig und rätselhaft: «Hexensabbat» (1797/98), die «Bekleidete Maya» (1800–1807) sowie «Die Blumenverkäuferinnen oder Der Frühling» (1786).

Kunst Wahr, schön, verstörend Angelika Maass

Goya. Fondation Beyeler, Riehen.
Bis 23. Januar 2022.
Katalog: Hatje Cantz, 400 S., Fr. 72.–

Da liegt sie, in ihrer kaum verhüllten Schönheit, «La maja vestida», verführerischer noch als ihr nacktes Pendant, das im Prado geblieben ist. Nicht weit von ihr entfernt der Auftraggeber beider Gemälde, «Friedensfürst» Manuel Godoy, dem der Maler einen grossen Auftritt auf der Bühne der Weltgeschichte bereitet. Packend und in die Tiefe führend ist der Auftritt des Künstlers selbst. Mit hellen und dunklen Bildern macht die fantastische Ausstellung in der Fondation Beyeler die Grösse von Francisco de Goya y Lucientes (1746–1828), einem der letzten bedeutenden Hofmaler und Erfinder ungeahnter Welten, eindringlich bewusst.

Kupplerische Liebe

Goya, der grosse Neuerer und «Prophet der Moderne», ist in der von Martin Schwander kuratierten Schau in allen Facetten präsent. Sein Schaffen hat nichts von seiner Aktualität eingebüsst und ruft gerade dort, wo es sich am dunkelsten zeigt, Bilder wach, die mit uns und unserer Zeit zu tun oder sich ins kollektive Gedächtnis eingepägt haben. Das geht mir so bei den wenigen Stillleben, die Goya geschaffen hat und von denen fünf, während des spanischen

Unabhängigkeitskriegs entstanden, in der Ausstellung gezeigt werden: neben der «Toten Ente» die toten «Goldbrassen» mit ihren erloschenen Augen, die Jagdausbeute von sich aneinanderschmiegenden, feinschnäbligen «Waldschnepfen», der blutige Schafskopf, wie mit gebrochenem Auge seine eigenen Fragmente betrachtend, oder die kopf- und körperlosen drei «Lachsscheiben» mit ihrer gleichsam zum Schrei blutrot geöffneten Mitte. Dabei kommt mir beim Anblick der toten Kreatur nicht nur das menschenverursachte Tierleid in den Sinn, sondern ebenso die Leichenberge des Holocaust, die Schlächtereien in Bosnien, in Ruanda. Nicht mehr wegzudenken das alles.

Und solche Bilder soll man sich freiwillig an-

Goya, der grosse Prophet der Moderne, ist in der kuratierten Schau in allen Facetten präsent.

tun? Bodo Vischer spricht im Katalog von Goyas «pechschwarzem Pessimismus». Und sieht gerade darin, dass sich der Künstler «der Ausweglosigkeit der menschlichen Existenz stellt und hierfür bildhafte Aussagen findet, [...] seinen einzigartigen Rang in der Kunstgeschichte» begründet. Doch längst nicht allem ist derart viel Düsternis eingeschrieben. Wirklichkeits-sinn und Schönheit machen viele Gemälde zum Ereignis; geniale Lichtregie, betörende, oft nur auf ein, zwei Akkorde gestimmte Farben tragen dazu bei, und die vielfach variierende Raumauffassung tut das Ihre.

In der Ausstellung werden malerisches Œuvre und Arbeiten auf Papier gleichberechtigt prä-

sentiert. Bereits das älteste Werk, «Der Töpferwarenverkäufer» (1778/79), zeigt, wie lebendig bewegt, inhalts- und anspielungsreich Goyas Kunst ist, wie komplex und erfinderisch: Man braucht nicht alles im Detail zu wissen (manches erhellt der attraktive Katalog), aber man muss im intensiven Schauen vor den Bildern erspüren, dass es da ist. Heitere Genreszenen? Nur auf den ersten Blick. Kupplerische Liebe und böses Ende sind zu erahnen.

Seltsame Beziehungen wirken auch im grossen Bildnis der «Familie des Infanten Don Luis» (1783/84) mit Goya als Organisator der Szenerie; nicht nur hier ist der Einfluss von Velázquez spürbar. Sieben Jahre später, Goya ist inzwischen zum Ersten Hofmaler avanciert, wird er das berühmte Bildnis von Carlos IV. und seiner Familie erschaffen. Es ist zwar nicht Teil der Ausstellung, aber wie andere Werke auch abwesend anwesend: in der hinreissenden Porträtstudie des jüngsten Kindes des Königspaares oder in den beiden Porträts seiner Eltern, als diese noch jünger und schlanker waren.

Überhaupt ist Goya als Porträtkünstler gut vertreten. Ob Auftragswerke für den Hof und dessen Umfeld, ob Porträts von Freunden, Intellektuellen, Aufklärern, engagierten Frauen: Die Menschen sind mit grosser Wahrheit und ausserordentlicher Empathie als Individuen erfasst, mit charakteristischer Emphase. Und die Selbstporträts? Ergreifend. Das kleinste zeigt Goya in ganzer Grösse vor der Staffelei: Der Hofmaler emanzipiert sich zum Erfinder und freien Künstler. Neben dem bekannten Selbstbildnis von 1815 überrascht die Schau mit dem «Selbstbildnis mit dem Arzt Arrieta» (1820), das Goya seinem Retter aus schwerer Krankheit wid-



mete: ergreifende Mitmenschlichkeit, ein «religiöses» Bild völlig im Diesseits. Der Künstler als stellvertretend Leidender, nicht nur an «der Ausweglosigkeit der menschlichen Existenz», auch schlicht an den Unstimmigkeiten der Welt seiner Zeit. Da darf man, wie in der Radierungsfolge der «Caprichos» (1799), in der Goya schonungslose Gesellschaftskritik betreibt, auch einmal lachen. Doch meistens bleibt einem das Lachen im Hals stecken, lauern doch überall jene Ungeheuer, wie sie den Künstler im Meisterblatt «Der Schlaf/Traum der Vernunft gebiert Ungeheuer» bedrängen.

So etwas wie Moral

Mag man in den oft zweideutigen und rätselhaften «Caprichos» noch so etwas wie Moral entdecken, in den «Desastres de la guerra» fehlt sie völlig. Goya, genauer Beobachter des Sinnlosen, schildert die Kriegsgräueltaten ähnlich wie ein moderner Fotojournalist. Mit schwer zu interpretierender Grausamkeit schaut er zu, hält fest. Das ist verstörend und lässt sich nicht auflösen.

Goyas Zumutungen muss man aushalten, wenn er uns Menschenfresser- und Räuber-geschichten erzählt, uns in Irrenhäuser oder Gefängnisse lockt. Grossartig die acht kleinen Gemälde aus der Sammlung des Marqués de la Romana; grossartig die vielen Stierkampfdarstellungen, erfüllt von vitaler Brutalität. Und in den späten Skizzenbüchern aus dem Exil in Bordeaux überrascht Goya noch einmal mit ungeheuren Einfällen, seiner Zeit voraus wie Büchner, aus dessen «Woyzeck» Manuela B. Mena Marqués im Katalog zitiert: «Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht.»

Film

Nochmals ins Getümmel

Wolfram Knorr

JFK Revisited: Through the Looking Glass (USA, 2021). Dokumentarfilm von Oliver Stone

Oliver Stone kann es nicht lassen. Er ist ein Maniac. Wie seine Figuren – vom Reporter («Salvador», 1986) und GI («Platoon», 1986) über den Finanzhai («Wall Street», 1987) bis zum Anwalt («JFK», 1991) – wähnt er sich im permanenten Krieg: die Schlachtfelder einkreisen, sich ins Getümmel schmeissen, angreifen.

In eine Feuerlinie muss er nochmals rein, weil er nicht als Sieger rauskam: das Attentat auf Kennedy. Stone, dem Muckraker-Journalismus (Schmutzaufwühler) zugeneigt, fühlt sich von den Todesschüssen in Dallas regelrecht verfolgt. 1991 zerlegte er mit rasantem Furor und obsessiver Wildheit im Spielfilm «JFK» die Einzeltäterversion. Er ging vor allem mit den Mitgliedern der Warren-Kommission ins Gericht. Ihr Fazit, nach langer Recherche, sei Mumpitz, pure Manipulation, und diene nur dazu, die Einzeltäterversion zu rechtfertigen. Schütze Lee Harvey Oswald sei benutzt worden. Im fast zweistündigen Dokumentarfilm «JFK Revisited» attackiert er wieder mit altbewährter Feuerkraft die Einzeltäterversion. Aber das neue Material bringt ihn auch nicht näher an die Wahrheit. Im Gegenteil, Stones Rambo-Stil ist bei einem Dok-Film nicht unbedingt von Vorteil. Denn wer die polit-historischen Zusammenhänge nicht halbwegs intus hat, wird angesichts der Behauptungsballerei bald lieber in Deckung gehen.



„Schon toll, deine Erfindung!
Aber wo kriegen wir jetzt eine
Steckdose her?“

«Als hätten die Parzen», spottete seinerzeit der *Spiegel* über das Fazit der Warren-Kommission, «den Schicksalsweg Kennedys an einen bestimmten Punkt einer bestimmten Strassenecke in Dallas gelenkt, wo ein Mann, gleichfalls vom Schicksal getrieben, mit geladenem Gewehr auf ihn wartete.» Stone zählt die Ungereimtheiten auf, die die Kommission ignorierte. Nicht alle, aber die Mehrheit der Warren-Mitglieder einigte sich allen Ernstes darauf, dass nur ein Geschoss Kennedy tödlich im Genick traf, vorne wieder austrat, in die Hand von Gouverneur John Connally, der ebenfalls im Wagen sass, fuhr und dann in seinen Oberschenkel. Die Wanderschaft durch Körper und Knochen gilt für Fachleute als absurd. Schliesslich ignorierte die Kommission den Zapruder-Film, in dem Kennedy offenbar von vorne und nicht von hinten getroffen wurde. Oliver Stone lässt nichts aus, aber neue Erkenntnisse kann auch er nicht bieten. Sein Film schürt höchstens nur immer neue Verschwörungen.

Attentat als letzte Lösung

Richtig ist: Kennedy hatte sich rasch eine Menge Feinde gemacht, wollte keine US-Truppen nach Vietnam entsenden, stoppte eine Ausweitung der Schweinebucht-Invasion, suchte den Dialog mit Castro, Lumumba, Nasser und sagte der Rassentrennung den Kampf an. Das trieb Militär, CIA, Waffenindustrie, Exilkubaner und Südstaatler, die gesamte Riege des konservativ imperialen Staates, auf die Palme. Das heisst aber nicht, dass sie ihn gleich liquidieren wollten. Sie gingen davon aus, den jungen Präsidenten manipulieren zu können. Ein damals zu Unrecht gescholtener, längst vergessener Konspirationsfilm, der 1973 entstandene «Executive Action» von David Miller und Dalton Trumbo (Buch), war nahe an Oliver Stones wütender Skepsis, kam aber ohne dessen Aufgeputschtheit aus. Seine Spekulationsthese entwickelte er sachlich, was die Glaubwürdigkeit erhöhte und deshalb wohl die Verrisse erklärte.

Mehrere Monate vor dem Attentat, so die Story, organisiert der steinreiche Unternehmer Farrington (Burt Lancaster) ein konspiratives Treffen mit Mächtigen aus Industrie und Staat. Was sie eint, ist der Ärger über die Uneinsichtigkeit des neuen Präsidenten. Mit ihm würden die USA offenen Auges ins Desaster schlittern, Tür und Tor dem Kommunismus öffnen.

Kammerspielmässig lebt «Executive Action» fast ausschliesslich von präzisen Dialogen. Am Ende sieht man nur noch im Attentat eine Lösung, mit Oswald als Sündenbock. Miller und Trumbo sagen nicht, dass es so gewesen ist, aber, vor dem politischen Hintergrund, denkbar sei. Oliver Stone sieht es ja ähnlich, aber sein Berg von Behauptungen, durch den er sich wühlt, ist angesichts seiner Drängerei mit Vorsicht zu geniessen. «Bloss weil du nicht paranoid bist, heisst das noch lange nicht, dass sie nicht hinter dir her sind», lautet ein geläufiges Verschwörerspruchwort. Oliver Stone wird es kennen.

Serie

Todernste Hingabe

Anton Beck

You: Regie: Victoria Mahoney u.a.
Mit Penn Badgley, Elizabeth Lail, Victoria Pedretti. Netflix

Vielleicht wirkt er so unwiderstehlich, weil er so durchschnittlich ist. Mit einem leichten Hang zur Spiessigkeit verkörpert Penn Badgley den gutfrisierten und stets anständig angezogenen Buchhändler Joe Goldberg in der Netflix-Serie «You». Ein Idealist, der an der Welt leidet, ein Intellektueller, der sich mit amerikanischer Literatur beschäftigt und alte Bücher restauriert, ein Romantiker, der noch an die eine grosse Liebe glaubt, ans Einfamilienhaus mit Garten.

Affinität für radikale Taten

Dass Joe auch ein Mörder ist, nimmt man ihm kaum übel. Vielmehr werden die Geschehnisse durch die geniale Erzählweise der Serie stets so dargestellt, als seien sie zwingend gewesen. Ein Hund beisst, wenn man ihn in die Ecke drängt – aber ist er deswegen ein schlechtes Tier? Der ermordete Freund von Guinevere Beck, Joes Angehimmelten in der ersten Staffel, war ohnehin ein unsympathischer Narzisst. Die erschlagene beste Freundin von Beck – eine verlogene Egomane. Selbst als Joe am Ende der ersten Staffel Beck selbst umbringt, den Mord ihrem Psychiater unterschiebt und

Ein Hund beisst, wenn man ihn in die Ecke drängt – aber ist er deswegen ein schlechtes Tier?

von New York nach Los Angeles flüchtet, werden die Dinge so erzählt, dass man ihm vergeben will: Beck hatte seine bedingungslose Hingabe gar nie richtig wertgeschätzt.

In der zweiten Staffel bringt Joe, der sich mittlerweile Will Bettelheim nennt, ähnlich viele Menschen unter die Erde und begegnet der Bäckerin Love, die als Tochter reicher Eltern eine ähnliche Affinität für radikale Taten hat wie er. Womit die dritte Staffel eine so einzigartige wie gruselige Geschichte erzählt: Zwei Mörder, Joe und Love, ziehen in einem friedlichen Vorort ein Kind gross. Sie kämpfen gegen Impfgegner, die ihrem Kind die Masern einbrocken (einer von vielen Covid-Verweisen in der dritten Staffel), haben so ihre Mühe mit der gegenseitigen Treue, dem Vertrauen, der Verantwortung als Eltern und nicht zuletzt mit den eigenen Dämonen, die immer wieder hochkommen.



Will man ihm vergeben?: Penn Badgley als Buchhändler und Mörder Joe Goldberg.

Was «You» von anderen Serien unterscheidet, die zurzeit gestreamt werden können, ist die tiefgründige Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist. In einer Welt voller Social-Media-süchtiger Individualisten, die alle aus der Masse hervorstechen wollen, verkörpert Penn Badgley als höflicher, bescheidener Mann, der nach einer schwierigen Kindheit nicht die besten Startbedingungen hatte, den Publikumsliebhaber.

Penn Badgley hält ironischerweise als Einziger in der Serie an seinen Werten fest. Er kümmert sich mitfühlend um die weniger Privilegierten, etwa ein Nachbarskind. Wo andere sich in ihre Karriere stürzen und diese über alles stellen, nimmt er die völlige Hingabe zu einem einzigen Menschen ernst – todernst. «You» ist also auch die Auseinandersetzung mit der Frage, wie schnell «Liebe» als «Obsession» missverstanden werden kann und welche schrecklichen Kräfte dabei freigesetzt werden.

Hymne an die Literatur

Nicht zuletzt spielt die Serie auch mit dem vieldiskutierten «white privilege». Kommt Joe mit all seinen Morden nur deshalb durch, weil er so aussieht, wie er aussieht? Wird er vielleicht deshalb, trotz den Hinweisen auf seine Schuld, nie so richtig von der Polizei überprüft? Will man als Zuschauer ihm deshalb vergeben?

Aufgelockert werden solch schwerwiegende Fragen durch die Hymne an die Literatur. Die toten Schriftstellerinnen und Schriftsteller, von Brontë bis Fitzgerald, scheinen die Einzigen zu sein, die Joe verstehen. Die ihn in einer Welt voller stupider, aufmerksamkeits-

geiler Bildschirme mit tiefgreifenden Erkenntnissen nähren und ihn auch immer wieder dazu bringen, doch noch «ein guter Mensch» werden zu wollen – wohl wissend, dass er das aufgrund all seiner Missetaten nie mehr wirklich sein kann.

Medien

Schattenjournalismus an der Wand

René Zeyer

Statt das Elend der grossen Welt zu beschreiben, bewirtschaften die Journalisten das Elend ihrer kleinen Welt. Sie wundern sich darüber, dass immer weniger Konsumenten bereit sind, für zu Schatten denaturierte News-Magazine immer höhere Beträge zu bezahlen.

Ist es nicht beelendend, wenn mit wichtiger Miene der Korrespondent in Amman oder in Delhi gefragt wird, was er denn Neues vom Flughafen in Kabul wisse?

Als sich SRF noch etwas traute, geriet ein Slapstick in Umlauf, den man heute mit noch viel mehr Berechtigung senden könnte. Der «Tagesschau»-Moderator kündigt an, dass er nun eine Telefonschaltung zu «unserem Sonderkorrespondenten» in Timbuktu habe. Während sich von dort eine krächzende Stimme durch Knack- und Störgeräusche kämpft, schwenkt die Kamera ums Pult herum. Sichtbar wird zu Füßen des Moderators der «Korrespondent», der in ein Kindertelefon – Büchse mit Schnur dran – spricht.

Früher einmal leisteten sich Qualitätsmedien

eigene Korrespondenten. Vorteil: Kenntnis von Land und Leuten, Zeit für Recherchen, kompetente Berichterstattung. Nachteil: Kostet, und wenn gerade nichts los ist, handelt es sich eigentlich um rausgeschmissenes Geld.

Wie antwortete die NZZ so richtig, als ich fragte, was denn von mir als Kuba-Korrespondent erwartet werde; wie oft, wie lang, welche Schwerpunkte? – Das müssen Sie doch wissen, dafür sind Sie vor Ort. Ist nichts los, bitte nichts machen. Sollten Sie zu lang, zu kurz, zu häufig oder zu selten schreiben, dann sagen wir das schon.

Ich hörte in all den Jahren niemals ein Wort. Das waren noch Zeiten. Aber braucht's angesichts der Überfülle an Informationskanälen heute überhaupt noch Korrespondenten? Deren Reihen lichten sich. Die NZZ leistet sich noch eine 15-köpfige Auslandredaktion, plus 11 Redaktoren in Deutschland. Dazu 28 Auslandskorrespondenten von Paris bis Tel Aviv, von Dakar über Delhi bis Peking und Sydney.

Also 54 Mitarbeiter, die rund 200 Staaten im Griff haben sollten. CH Media, Mitglied des Tageszeitungsduopols, ist entschieden schlanker aufgestellt: Die Auslandredaktion besteht aus zwei Mitgliedern. Zieht man Ferien, Krankheit, Abwesenheit ab, muss hier ein Einzelner die Last der ganzen Welt auf seinen Schultern tragen, ein journalistischer Atlas.

Tamedia verzeichnet 5 Auslandredaktoren und 23 Korrespondenten. Das ist aber eine Mogelpackung, weil die meisten von der *Süddeutschen Zeitung* kommen und deren Beiträge einfach eingeschweizert werden. Ss statt ß, parkieren statt parken, grillieren statt grillen.

Satirische Realität

Je weniger Korrespondenten, desto grösser wird ihr Einzugsgebiet. Der Lateinamerika-Korrespondent des *Spiegels* sitzt in Rio de Janeiro. Von dort aus bestreicht er alles, was sich zwischen Mexiko und Feuerland abspielt, inklusive Karibik, Zentralamerika und so völlig unterschiedliche Länder wie Argentinien und Bolivien.

Das ist etwa so, wie wenn ein Europa-Korrespondent in Oslo hocken und von dort über Spanien, Malta, Griechenland, Ungarn oder Rumänien berichten würde. Oder auch mal über die Schweiz. Was würde der Schweizer TV-Zuschauer wohl denken, wenn es in der «Tageschau» hiesse: Zur Berichterstattung über die neuste Demonstration der Corona-Skeptiker in Bern schalten wir nun zu unserem Sonderkorrespondenten nach Oslo?

Müsste nicht das gleiche Gelächter aufbranden, wenn der Korrespondent in Amman (3765 km Fahrstrecke, ca. 47 Stunden, wenn alles glattgeht) oder in Delhi (1300 km Distanz, 15 Stunden) gefragt wird, was er Neues über Kabul wisse? Das ist aber keine Realsatire, sondern satirische Realität.

Es gibt doch glücklicherweise so viele Menschen, die über eine funktionierende Internetverbindung, ein Headset und ein Videochat-Programm verfügen. Das ist wahr – aber möchte man wirklich vom Besitzer eines Kochherds die Zubereitung einer Bouillabaisse erklärt bekommen, weil der Koch eingespart wurde?

Kann uns jemand China erklären, der nicht einmal die Sprache beherrscht? Nur weil jemand in Sydney sitzt, hat der mehr Wissen über die Andamanen als jemand in Zürich, der googelt? Ist es Hans was Heiri, über Kenia, Nigeria, Ghana, Ruanda oder Moçambique zu berichten? Von Kapstadt aus? So wie das der «Afrika-Korrespondent» normalerweise tut? Oder ist der Slawistik-Professor wirklich geeignet, Entwicklungen in Sibirien, Kasachstan oder die Krim-Problematik zu erklären?

Je weniger Knotenpunkte, desto grobmaschiger die Kartografie der Welt. Was in der

Jazz Neuer Klang Peter Rüedi

Nils Wogram (Hayden Chisholm, Gareth Lubbe, Kathrin Pechlof): Muse. Nwog Records

«Wer nur von Musik etwas versteht, versteht auch die nicht recht»: Der Satz von Hanns Eisler, der einen Aphorismus des nicht nur sein tintenklecksendes Säkulum erleuchtenden Georg Christoph Lichtenberg ummünzte, ist auf alle Varianten von Fachidiotie anwendbar, also auch im Bereich des Jazz. Für die Kunst des proteisch vielseitigen Posaunisten Nils Wogram, geboren 1972 in Braunschweig und der Schweiz besonders verbunden (er lebt in Zürich und unterrichtet seit bald zwanzig Jahren in Luzern), könnte er geradezu als Wahlspruch taugen. Nicht dass er sich der Herkunft aus dem Jazz und der Prägung durch dessen Geschichte und deren grosse Exponenten schämen würde (in manchen seiner Gruppen, von Root 70 über Nostalgia bis zu seinen vielfachen Duos, beweist er sich als Jazzposaunist mit unzweifelhafter DNA). Auch seine jüngste Formation mit dem Namen Muse hat mit jenen zuweilen etwas snobistisch oder verkrampft anmutenden Jazz-Klassik-Fusionen im sogenannten Third Stream der fünfziger Jahre wenig gemein. Sie macht das, was man als «Kammermusik» bezeichnet.

Allein, Kammermusik war auch der Jazz von Armstrongs Hot Five oder die Musik von Jelly Roll Morton. Allerdings ist die Besetzung von Muse mehr als ungewöhnlich. Neben seinem alten Weggefährten, dem ebenso diskreten wie radikalen Altsaxofonisten Hayden Chisholm, lud Wogram den südafrikanischen Violaspieler und Obertonsänger Gareth Lubbe und die deutsche Harfenistin Kathrin Pechlof in dieses Quartett. Seine feinsinnige, ebenso ernsthafte wie verspielte, sehr melodiose, polyfon verschränkte Musik ist nur bedingt Jazz, aber sie ist ebenso nur bedingt irgendetwas anderes, was in einer etikettierten Schachtel abzulegen wäre.

Ohne avantgardistisch umstürzlerische Aggressivität («Avantgarde» ist nicht von ungefähr ein militärischer Begriff) ist sie in ihrer Suche nach einem integrierten Sound eine neue Musik mit viel freiem Atem (auch in gelegentlich solistischer improvisatorischer Entfaltung). Vor allem aber ist sie in dreizehn Originalen von Wogram – sie stecken einen weiten Raum ab zwischen fast volksliedhafter Melodik und komplexeren Architekturen – eine Art Labor zur Erforschung von Reibungen und Konsonanzen in immer changierenden neuen Klängen. Ziemlich aufregend, wenn man sich mal in diese behutsamen Vorgänge eingehört hat.

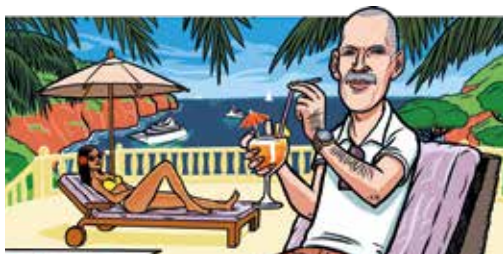


Nähe als sinnlos erkannt ist – aus St. Margarethen über Genf oder Locarno zu berichten –, soll in der Unschärfe der Ferne Sinn machen?

Schlimmer noch: Mangelnde Kenntnis und Kompetenz wird meistens mit Rechthaberei und Nabelschau kompensiert. «Trump irrt, Putin sollte unbedingt, Xi greift nach der Weltherrschaft»; der Korrespondent «befürchtet, hält für möglich, kann nicht ausschliessen, bekommt bestätigt, hat gehört» – das ist moderne Korrespondentensprache.

Ist das Mehrwert, befördert das Erkenntnis, hilft das bei der Einordnung? Der Kontakt zur Welt findet immer mehr wie mit einem Kinder-telefon statt. Als Illusion, Einbildung, Störgeräusche ohne Sinn.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Socke

Mark van Huissingeling

An dieser Stelle erschienen kürzlich einige Beiträge aus Gebieten von eher geringer Bedeutung – über «Krieg und Frieden» zwischen den Städten und dem Land etwa, über Covid-Impfgegner oder finanzielle Allgemeinunbildung sowie Altersarmut in der Folge. Meine regelmässige Leserin, mein interessierter Leser erinnert sich. Auch deshalb geht es heute mal um was Grosses: Socken. Respektive Probleme und Herausforderungen damit (Ironie kann untergehen in Zeitschriftenspalten, sagt man. Drum: Vorsicht, das war Ironie).

«Die Socke ist das zweitwichtigste Kleidungsstück», sagte mir Dieter Meier (gleich nach der Unterhose, dem «Haus des Körpers»; ich bin unsicher, ob er untertrieb, was die Sockenwichtigkeit angeht). Mit Sicherheit aber sind die an sie gestellten Anforderungen hoch: Füsse in Schuhen schwitzen, die entstehende Flüssigkeit muss aufgesogen werden. Zudem soll die Socke dehnbar sein, dem Wohlgefühl des Trägers zuliebe, aber auch die Form halten, damit sie nicht rutscht. Und dies alles unter stetiger Belastung durch Bewegung sowie Reibung. Dem Material wird Schwerarbeit abverlangt. Doch dafür sei Baumwolle, woraus Socken mehrheitlich hergestellt werden, ungeeignet, sagt Dominik Risch, Massschuhmacher in Zürich (Ihr Kolumnist ist Kunde).

Mit anderen Worten: Die meisten Socken *don't work*, funktionieren nicht. Das Zweithaus des Männerkörpers ist – entwicklungs- und herstellungsfehlerbedingt – wahlweise ein rutschendes oder einschneidendes Feuchtgebiet.

Diese Lebenserfahrung Ihres Kolumnisten – Haftungsausschluss: Ich trage Schuhgrösse 46–47, die Auswahl passender Socken ist also

klein – steht in scharfem Widerspruch zum Inhalt von Medienmitteilungen, die ihm ein Public-Relations-Geschäftskontakt jahrelang zustellte. Darin wurden jeweils hochgestimmt die angeblich unübertreffliche Passform/der unerreichte Tragekomfort der Socken seines Auftraggebers beworben. Was in Ordnung ist, der Mann tut seinen Job, plus Papier respektive digitale Datenträger sind geduldig.

Plötzlich aber wurde ich bemustert, unverlangt, nebenbei erwähnt. Das geht zwar zu Herzen, da es nett und grosszügig ist. Die absehbare Anfrage, wann mit der wohlmeinenden Berichterstattung zu rechnen sei, folgte auf dem Fuss, logisch. Und das ging ins Hühnerauge – ich erstattete dem PR-Mitarbeiter ungefähr obige Rückmeldung.

Worauf mir einer der beiden Geschäftsleiter des deutschen Familienunternehmens aus dem Sauerland, das überwiegend Strumpfwaren herstellt, schrieb, ich liege respektive wasche seine (meine) Socken wahrscheinlich falsch (stimmt nicht, 30 Grad, wie empfohlen). Und/oder verwende nicht das richtige Waschmittel (Bio, von Held). Ob ich einen Wäschetrockner nutze? (Natürlich nicht.) Und so weiter. Dieser Feuereifer in seiner Sache ehrt den Mann, ich meine, er hat 3300 Angestellte, seine Firma erzielt zirka 250 Millionen Euro Jahresumsatz.

Im Grunde hat er sogar recht, wenn er Passform und Tragekomfort seiner Ware verzückt beschreibt. Es stimmt irgendwie. Leider bloss für kurze Zeit. Manchmal bereits nach dem ersten Tragen/Waschen, spätestens aber nach

«Sie ist das zweitwichtigste Kleidungsstück», sagt Dieter Meier, gleich nach der Unterhose.»

dem dritten Durchgang ist's vorbei damit. Die stolzeste Socke, ursprünglich farbstark und in Form eines Hockeystocks daherkommend, mutierte bereits zu einem schlaff hängenden, bleichen, sagen wir (in Ermangelung eines treffenden, nicht schlüpfrigen Worts) «Schlauch» aus spröder und gleichzeitig verfilzter Baumwolle. Wäre die Socke ein Tier, würde es sich um eine Fruchtfliege handeln – Lebensdauer zehn Tage.

Jetzt zwei Zeilen Stilberatung: Die Zeit der schwarzen Socke ist vorbei, man darf Farbe tragen. Ohne die Gründe dafür zu überhöhen; ein bunter Stoffstreifen zwischen Hosenbein und

Schuh lässt keine Rückschlüsse auf gesuchte Originalität des Mannes zu, ist kein freudscher Hinweis auf tieferliegende Probleme oder versteckte Abgründe.

Ganz zum Schluss einen Kenner-Ratschlag sowie den Lösungsansatz eines Moderieren: Was, wenn nicht Socken aus reiner Baumwolle? Massschuhmacher Risch rät zu Mischgeweben, etwa Merino-/Baumwolle (wie beispielsweise für «Super WO»-Modelle von Rohner). Und Karl Lagerfeld trug seine Socken bloss einen Tag, danach wanderten sie in den Abfalleimer.



UNTEN DURCH

Bruno uralt

Linus Reichlin

Ich bekomme viele Mails von Lesern, in denen ich gefragt werde, ob eigentlich mein Freund Bruno noch lebe. Die Antwort lautet: Ja – aber seit er sechzig ist, ist er zu nichts mehr zu gebrauchen. Ich gehe zum Beispiel sehr gerne abends in Kneipen, aber mit Bruno ist das schwierig geworden. Wenn der Geräuschpegel in der Kneipe hoch ist, versteht er nicht mehr gut, was ich zu ihm sage. Wenn ich sage: «Kauf dir endlich ein Hörgerät!», sagt er: «Ein was? Die am Nebentisch reden so laut, dann höre ich im Nahbereich nicht mehr gut.» «Ist mir gar nicht aufgefallen», sage ich und rufe den Leuten am Nebentisch zu: «He, ihr da, haltet alle mal den Mund, Bruno hört sonst im Nahbereich nicht, dass ich ihm zum Kauf eines Hörgeräts rate!»

Das finden die Leute am Nebentisch zuerst lustig, bis ich sage: «Schnauze halten, hab ich gesagt! Ältere Menschen hören nur noch gut, wenn die Jungen schweigen!» «Soll er doch ins Altersheim!», ruft einer, und dann sage ich: «Dafür ist er noch zu jung! Aber du siehst

aus, als hättest du schon ein Abo fürs Medizinball-Turnen!» Sie haben ja alle schon ein paar *Zweierli* getrunken, und mit Alkohol sieht man nicht gerade jünger aus. Ausser Zwanzigjährige. Betrunkene Zwanzigjährige verjüngen sich im Gesicht und sehen aus wie Babys. Aber ab zwanzig sieht man nach jeder halben Flasche Wein zehn Jahre älter aus. Vierzigjährige sehen aus wie sechzig, Sechzigjährige wie Gletscherleichen aus der Bronzezeit.

Bruno ist sechzig und sieht bereits nach einem Bier aus wie der Grossvater einer Gletscherleiche aus der Bronzezeit. Das liegt daran, dass sein ganzes Gesicht schrumpft, wenn er versucht, ohne Brille die Speisekarte zu lesen. Sein Gesicht besteht dann nur noch aus Runzeln, zwischen denen zwei winzige Augenschlitze auf die Speisekarte gerichtet sind, die er mit ausgestreckten Armen von sich weghält, als klebe an ihr die mumifizierte Haut seines Gletscher-Enkels. «Und eine Lesebrille!», sage ich, und Bruno sagt: «Eine was?» «Ein Hör. Ge. Rät», sage ich, «und eine Le. Se. Brille musst du Er. Wer. Ben!» «Hab ich zu Hause vergessen», sagt Bruno, und dann beschwert er sich bei mir, dass in dieser Kneipe auf dem Tisch ein Bierhumpen mit Besteck und Papierservietten steht und nicht ein Bierhumpen mit Wegwerf-Lesebrillen. Oder wenigstens in dem Bastkörbchen mit Brot könnten doch statt Brot Wegwerf-Lesebrillen drin sein. «Das wäre doch angesichts unserer Alterspyramide», sagt Bruno, «viel vernünftiger.» «Ja, Bruno», sage ich, «und noch vernünftiger wäre es, wenn in den Weingläsern anstatt Wein auch Wegwerf-Lesebrillen drin wären oder vielleicht am besten gleich ein kleiner Medizinball, den man sich vorn in die Hose stecken kann, damit man aussieht, als komme man gerade von einer Prostata-Untersuchung.» «Hä?», sagt Bruno. Ihn strengt nicht nur das Hören und Sehen an, sondern auch das Kاپieren von Äusserungen anderer.

Sein Gehirn kommt mir inzwischen vor wie eine blinde und taube Ente, die zwei Meter neben dem Fussgängerstreifen in den sicheren Tod watschelt, weil natürlich keiner wegen einer Ente anhält, die nicht über den Fussgängerstreifen geht. Was Bruno noch lernen muss, ist, dass unsere Gesellschaft keine Zeit und vor allem keine Lust hat, alten Säcken auf den Berg zu helfen. Entweder du schaffst es selber rauf. Oder du kannst am Fuss des Berges hocken und einen Pappbecher vor dich hinstellen, und wenn du Glück hast,

steckt irgendein junger Banker den alten Herzschrittmacher seines verstorbenen Grossvaters in deinen Becher. «Capito?», sage ich, und Bruno zeigt mir die Speisekarte und fragt: «Ist das überhaupt die Speisekarte?» «Nein, da steht Testament drauf», sage ich, «und der Wirt hat dir all seine Speisen und Getränke vermacht.» Ja, ich weiss, man sollte sich nicht über alte Menschen lustig machen. Aber was soll man denn sonst mit ihnen tun?



FAST VERLIEBT Freund oder Feind *Claudia Schumacher*

Eine meiner Freundinnen verkörpert die Unschuld vom Lande, wie man sie aus alten Heimatfilmen kennt: langes, blondes Haar. Pausbacken. Immer einen lieben Zug um die Mundwinkel, ein Strahlen in den Augen. Einen gnädigen Blick auf die politischen Schief lagen dieser Welt, getragen von einem tiefen Vertrauen in die Menschheit (und einer gewissen Portion Naivität). Tatsächlich ist sie wahnsinnig nett, weicht jedem Konflikt geschmeidig aus, hat immer ein freundliches Wort für jeden übrig – mit einer einzigen Ausnahme: ihren Freund.

Erinnern Sie sich an Al Bundy und seine Frau Peggy aus der neunziger Serie «Eine schrecklich nette Familie»? So ähnlich ist das auch bei meiner Freundin daheim. Sie meckert, er schaltet auf Durchzug. Dann gehen sie schlafen. Am nächsten Tag machen sie da weiter, wo sie aufgehört haben: am exakt selben Punkt. Denn das Fundament solcher Beziehungen ist ja, dass sich nie etwas ändert. Schon aus Trotz, weil der andere so gemein ist.

Dass meine Freundin eine liebe Frau ist, aber neben ihrem Partner wirkt, als hätte man sie durch ihre böse Zwillingschwester ausgetauscht, fällt ihr erstaunlicherweise gar nicht

auf. Ich kann neben ihr stehen, und sie ist der reinste Sonnenschein, hört mir zu, denkt mit, sagt etwas Wohlmeinendes – und dann dreht sie sich nach rechts zu ihrem Freund, fährt ihm übers Maul und pflaumt ihn an wegen nichts. Eine Sekunde später wendet sie sich wieder mir zu, als wäre nichts gewesen: höflich und zuvorkommend. Es ist gespenstisch.

Im Jahr 1986 (ironischerweise das Geburtsjahr meiner Freundin) erforschte der amerikanische Psychologe John Gottman das Kommunikationsverhalten frisch verheirateter Paare. Er liess sie über ihre Beziehung sprechen und mass dabei ihren Blutkreislauf, ihren Puls und ihre Schweissproduktion. Sechs Jahre später wurde das Prozedere an denselben Paaren wiederholt. Die Daten liessen sich zwei Gruppen zuteilen, die Gottman «Masters» und «Disasters» nannte. Die «Meister» waren noch immer glücklich liiert, während die «Desaster» entweder bereits geschieden waren oder unglücklich gefangen in ihrer Ehe. Es gab einen messbaren Unterschied zwischen den Gruppen: Die Körperfunktionen der erfolgreichen Paare blieben im Gespräch normal. Die physische Erregung der «Desaster»-Paare hingegen schlug nach oben aus, als wäre der jeweils andere ein Säbelzahn tiger, als ginge es um Fressen-und-gefressen-Werden.

Regen sich die unglücklichen Paare übereinander auf, weil sie eben nicht zusammenpassen? Oder werden sie nicht glücklich miteinander, weil sie immer so gereizt aufeinander reagieren? Es ist die Frage nach dem Huhn und dem Ei. Aber eines ist sicher: Würde meine Freundin ihrem Partner mit der gleichen Nettigkeit und Grosszügigkeit begegnen, die sie für ihre Freundinnen, für den Busfahrer oder ihren Coiffeur übrig hat, wäre sie vielleicht auch noch in sechs Jahren mit ihm zusammen.





FRAUEN

Jodie Comer

Als Jodie Comer 2019 ihren Bafta-Preis als beste Schauspielerin entgegennahm, zuckten manche, die sie in der Serie «Killing Eve» alle möglichen Akzente hatten verwenden hören, zusammen: Die Darstellerin der kaltblütigen, doch seltsam liebenswerten Killerin Villanelle sprach wie jemand aus der Arbeiterschicht! «Kommt man aus der Arbeiterschicht», sagte sie, «muss man viel härter arbeiten, um Erfolg zu haben. Ich habe nach wie vor das Gefühl, Glück zu haben, dass ich jetzt hier bin. Ich versuche, es loszuwerden.»

«Inklusion» ist das angesagte Wort der Stunde, aber die Woken möchten die britische Arbeiterklasse nicht inkludieren, denn deren Angehörige haben für den üblen Brexit gestimmt. Deshalb dürfen die Prolls immer weniger von den schönen Sachen haben – die soziale Mobilität nimmt in Grossbritannien tatsächlich ab –, insbesondere Spass und einfache, gutbezahlte Karrieren in der Unterhaltungsindustrie. Schauspieler, Models, Musiker – immer mehr sind Kinder von Reichen und/oder Berühmten. Bald wird das Showbusiness wie eine Monarchie sein: Man muss entweder hineingeboren werden oder sich einheiraten.

Und als brauchte es noch einen Beweis, dass der Arbeiterschicht nicht zu trauen sei, hörte man letztes Jahr das Gerücht, Comer sei verhandelt mit einem amerikanischen Athleten, der für die Republikaner stimme. Auf Twitter rasteten die Mistgabelschwinger aus. «Jodie Comer, du darfst keine lesbische Figur spielen und sagen, du seist für LGBT, wenn du einen Republikaner als Freund hast, du widerliches Stück Scheisse», lautete einer der ausgewogeneren Kommentare. Aber Comer kann lieben, wen sie will, reden, wie sie will, sagen, was sie will. Und die Schneeflocken, die an ihr herumkritisieren, sollen zu kleinen, giftigen Pfützen schmelzen. *Julie Burchill*

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Wilde Träume

Im «Razor House» an der kalifornischen Küste haben es sich zwei Superstars aus New York gemütlich gemacht.

Wenn dein Bildschirm schöner zum Leben erweckt wird, ist das absolut verrückt», sagt Kasseem Dean alias Swizz Beatz. Acht Jahre lang träumten der Musikproduzent und seine Gattin, die Sängerin Alicia Keys («Empire State of Mind»), von diesem Haus. Dean hatte es sogar zum Screensaver seines Smartphones gemacht. Und dann vor rund zwei Jahren konnte das New Yorker Prominentenpaar das «Razor House» in Kalifornien für angeblich 20,8 Millionen Dollar kaufen. Das Einrichten dauerte über neun Monate, kürzlich sind die beiden mit ihren beiden Söhnen Egypt und Genesis eingezogen.

Gebaut wurde die spektakuläre Villa 2007 vom Architekten Wallace E. Cunningham, Medien schrieben vom «coolsten Haus Amerikas», die neuen Besitzer nennen es «Dreamland».

Am Piano vor Basquiat

In einem Interview mit dem amerikanischen Magazin *Architectural Digest* sagte Alicia Keys: «Es ist ein Ort, an dem Träume entstehen, hier kann man kühn genug sein, die wildesten Träume seines Lebens zu träumen – für uns ist es

Medien schrieben vom «coolsten Haus Amerikas», die neuen Besitzer nennen es «Dreamland».

schon ein wildester Traum, einfach hier zu sein.» Sie erwähnte auch noch, es gehe das Gerücht um, das Haus sei Inspiration zur futuristischen Junggesellen-Hütte von Tony Stark im Hollywood-Film «Iron Man» gewesen.

Cunningham selbst nannte seinen Bau «mehr Skulptur als Architektur». Er ver-



«Mehr Skulptur als Architektur»: «Razor House» in San Diego.

suchte, das Gebäude so perfekt wie möglich in die felsige Klippenlandschaft von San Diego einzufügen.

Das dreistöckige «Razor House» ist knapp tausend Quadratmeter gross, hat ein kreisrundes Wohnzimmer, zwei Küchen und vier Schlafzimmer, eine Bibliothek und einen Billard-Raum. Dazu kommen ein Gästehaus und ein Swimmingpool inklusive einer zusätzlichen Küche im Freien.

Mit dem Einzug des Traumpaars Kasseem Dean und Alicia Keys stehen nun mindestens drei Ferraris in der Tiefgarage, und in den oberen Etagen hängt jetzt ganz viel Kunst: «Wenn Egypt am Klavier übt, hängt ein Werk von Jean-Michel Basquiat hinter und eines von Toyin Odutola vor ihm. Ohne es zu wissen, saugt er so Ausserordentliches auf», sagte Alicia Keys.

Pius Fischbach

Als baumlangen FCZ-Verteidiger und Nationalspieler nannten sie ihn den «Storch». Heute führt der 73-jährige eine Kunstgalerie.

Weltwoche: Welche Erinnerungen verbinden Sie mit dem 6. April 1977?

Pius Fischbach: Es war der Tag des Halbfinal-Heimspiels im damaligen Meisterscup, mit dem FCZ gegen Liverpool. Wir hatten drei, vier Verletzte – bei einem Kader von maximal sechzehn Spielern. Deshalb waren wir chancenlos und verloren 1:3. Das Letzigrundstadion war mit 30 000 Zuschauern randvoll, obwohl das Tribümenticket fünfzig Franken kostete und wir für diese Preispolitik harsch kritisiert wurden. Das Rückspiel an der Anfield Road verloren wir 0:3. Aber die beiden Spiele waren Highlights in meiner Karriere.

Weltwoche: In dieser Mannschaft standen grossartige Techniker wie Köbi Kuhn, Ilija Katic, Fredy Scheiwiler oder Peter Risi. Wie werten Sie dieses Team im generationenübergreifenden Vergleich?

Fischbach: Ich möchte nicht überheblich wirken, aber das war wohl die beste FCZ-Equipe der Geschichte – auch mit René Botteron, Rosario Martinelli und Karl Grob im Tor – und nicht zu vergessen Gabet Chapuisat. Auch er war ein brillanter Fussballer.

Weltwoche: Wie hat sich der Fussball seither verändert?

Fischbach: (Lacht) Wenn ich mir heute Spiele anschau, denke ich oft: Das ist nicht mehr die gleiche Sportart. Spielten wir damals gegen einen schlechter klassierten Gegner – wie Lugano, Chiasso oder Chênois – gewannen wir fast immer mit drei bis fünf Toren Unterschied. Die Leistungsdichte war noch nicht so gross.

Weltwoche: Ihr Übername war «Storch». Hat Sie dies nicht gestört?

Fischbach: Nein; ich hab nun halt mal lange Beine und eine spezielle Konstitution. Das hat mir aber auch eine vergleichsweise grosse Bekanntheit verschafft. Noch heute, wenn ich damaligen Fans begegne, kennen sie mich – obwohl über vierzig Jahre vergangen sind.

Weltwoche: Sie sind gelernter Rahmenvergoldener – und haben immer auf dem Beruf gearbeitet.

Fischbach: Das war selbstverständlich. Wir führten in Villmergen einen ausgebauten

Familienbetrieb mit sechzig bis siebzig Mitarbeitern und belieferten den ganzen Fachhandel in der Schweiz. Später machte ich mich selbständig und konnte 2003 die Galerie am Bogen in Bremgarten übernehmen.

Weltwoche: Hätten Sie allein vom Fussball nicht leben können?

Fischbach: In den guten Zeiten schon. Da gab es beim FCZ Ende Monat Überweisungen von 6000 bis 8000 Franken. Das war für die damalige Zeit ein guter Lohn. Denselben Betrag verdiente ich im Geschäft. So konnte ich ein solides Fundament legen – auch für meine beiden Kinder.

Weltwoche: Wie erwähnt, führen Sie heute eine Galerie. Wie kam es dazu?

Fischbach: Das war sozusagen die logische Fortsetzung meines Berufs als Rahmenvergoldener. Ich lernte das Metier von der Pike auf. Den Erfolg der Galerie verdanke ich aber auch dem Kontaktnetz, das ich durch den Fussball aufbauen konnte. Beispielsweise ist Rolf Knie,

den ich von der Zeit beim FCZ kenne, einer meiner Künstler. Er stellt seine Bilder bei mir aus – und ich verkaufe sie auch weiter. Andere bekannte Künstler, die mit mir zusammenarbeiten, sind Carmela Inauen, Anna F. Helfer und Fred Baumann. Mein Spektrum umfasst die zeitgenössische Kunst – und Kunst, die gefällt.

Weltwoche: Und wer war der grösste Künstler auf dem Fussballplatz, mit dem Sie je gespielt haben?

Fischbach: Das waren Köbi Kuhn und Jure Jerkovic. Jerkovic war absolut genial. Mit ihm spielte ich zusammen unter Trainer Tschik Cajkovski. Für mich war das allerdings keine einfache Zeit. Zuletzt wollte man mir den Vertrag beim FCZ verlängern – aber nur noch zu 50 Prozent der ursprünglichen Kondition. So entschied ich mich, den Klub zu verlassen und mich auf die Arbeit zu konzentrieren. Das war ein guter Entscheid.

Thomas Renggli



«Ein guter Entscheid»:
Fussballer Fischbach (l.), 1977,
und heute als Galerist.

Der Aargauer Pius Fischbach gehörte als Verteidiger in den 1970er Jahren zu den auffälligsten Figuren im Schweizer Fussball. Vierzehn Mal spielte er für die Nationalmannschaft.



Kurzer Traum vom grossen Schmankerl

Beisl «Der wilde Kaiser»,
Dorfstrasse 21, 8126 Zumikon
Tel. 078 218 90 99

Zumikon, auf halbem Weg von Zürich zur Forch, ist für die Gastronomie offenbar ein hartes Pflaster. Die traditionellen Gasthöfe sterben einer nach dem andern dahin. Dem «Triangel» trauern viele noch nach – er ist längst für andere Zwecke umgebaut. Nun steht in seiner unmittelbaren Nachbarschaft auch die «Frohe Aussicht» vor dem Aus. Sie soll im kommenden Sommer einer Umgestaltung Platz machen. Bis dann aber kann man hier im «Beisl» unter dem Titel «Der wilde Kaiser» eine grosse Portion Wiener Schmäh und ein gutes Stück österreichischer Kochkunst erleben. Von Dienstag bis Samstag lässt man sich hier kulinarisch – aber auch mit «Küss die Hand!» und tausend



weiteren Höflichkeiten – verwöhnen. Das Pop-up-Restaurant «Der wilde Kaiser» bietet Genussmomente, bevor die Bauarbeiten losgehen. Die nächste Station für das Beisl soll, dem Vernehmen nach, dann in Egg sein.

Wir konnten die «kaiserliche österreichische Herbstküche» geniessen, im November ist nun die knusprige Martini-Gans angesagt. Die Karte strotzt nur so von K.-u.-k.-Klassikern: Zwiebelrostbraten, Neusiedler Ochsenbackerl, Backhendli, Wachauer Kalbsbries, Kärntner Bach-

saibling, Tafelspitzsupperl mit Leberknödel. Wir haben mit der Brettljause zum Aperitif gute Erfahrungen gemacht: Die Würste, der Speck und das Geselchte waren so angenehm wie der Wein aus dem östlichen Nachbarland. Der hausgebeizte Bachsaibling indes roch eine Spur tranig. Gut waren die Tiroler Kasspatzen, und wirklich hinreissend war der Klassiker unter den Klassikern, das Wiener Schnitzel vom Kalb, begleitet von hervorragendem Erdäpfelsalat und Preiselbeeren. Das Schnitzel punktet nicht mit schierer Grösse, sondern mit perfekter Machart, mit teilweise abgelöster Panade und köstlichem Geschmack.

Natürlich durfte auch der Kaiserschmarrn an diesem Ort nicht fehlen, und auch dieses Prunkstück der österreichischen Küche war hervorragend – mit ebenso gutem Zwetschgenröster. Wir werden wieder hingehen – und zum Glück liegt ja auch Egg nicht weit weg!

WEIN/PETER RÜEDI

Unter dem Vulkan

Tenuta delle Terre Nere: Etna Rosso DOC 2019. 13,5%. Boucherville, Zürich. Fr. 19.50
www.boucherville.ch
Tenuta delle Terre Nere: Etna Rosso Santo Spirito DOC. 14,5%. Fr. 37.50 (ebd.)

Zurzeit macht ein anderer Vulkan täglich Schlagzeilen, die Cumbre Vieja auf La Palma. Verglichen mit dem nach wie vor aktiven, wenn auch zurzeit vulkanologisch weniger spektakulären, dafür mythisch majestätischen Ätna, ist der kanarische Feuerspeier so etwas wie ein eingebärdig rebellischer Teenager. Bis dessen Lavaströme erkaltet sind, werden Monate, bis sie sich zu nutzbarem Kulturland gewandelt haben, Jahrzehnte, nein Jahrhunderte vergehen. Ein sicherer Grund für die Landwirtschaft, insbesondere den im letzten Vierteljahrhundert zu ungeahntem Ansehen geradezu explodierten Rebbau, ist «a muntagna» (so nennen die Sizilianer den Ätna) freilich auch heute nicht. Seine Hänge (für den Rebbau vornehmlich die nördlichen und nordöstlichen Flanken) sind, über die Jahrhunderte gesehen,



ein gesegnetes und ein gefährdetes Land. Die Weine von hier gehören heute mit den Nobilitäten aus dem Piemont und der Toscana zu den meistgeschätzten Italiens.

Wie so oft waren es nicht Einheimische, die das Potenzial der alten Sorten am Vulkan erkannten und um die Jahrtausendwende den Ätna-Boom auslösten. Einer von dessen Initiatoren, Andrea Franchetti, hat über seine Mutter auch amerikanische Wurzeln, und Marco de Grazia, ein zweiter, machte sich wie Franchetti einen Namen als Broker für italienische Weine auf dem amerikanischen Markt, bevor er 2002 auf seinem Gut Tenuta delle Terre Nere in Calderara seinen ersten Nerello Mascalese präsentierte. Die alte Traube erwies sich als eine der grossen Entdeckungen im italienischen Weinbau. Auf

den vulkanischen Böden zeitigt sie sehr eigenständige, sehr elegante, hellfarbige, gleichzeitig überaus substanzielle Rotweine mit viel Power unter der feingewirkten Oberfläche.

Heute macht de Grazia auf den 27 Hektaren seines Besitzes einen bereits bemerkenswerten Basis-Blend, kultiviert aber (nicht anders als Franchetti und analog zur Organisation im Piemont und anderswo) separat die verschiedenen Lagen, die unterschiedlichen Terroirs der sogenannten Contrade. Aus dem schönen Jahr 2019 kommt so nicht nur das sehr fruchtige (Kirschen, Cassis), auch mineralisch resistente Mittelgewicht eines Etna Rosso. Sondern auch (neben anderen) der Terre Nere Santo Spirito, die aus der gleichen Basis Nerello Mascalese feiner ausdifferenzierte Variante eines Lagenweins: ungemein frisch und gleichzeitig mit einem tiefen Resonanzkörper; neben imposanter schwarzer Frucht (Johannisbeeren, Kirsche) auch mit floralen Noten und Kräuterwürze, alles, auch die knackige Säure und die vulkanische Mineralität, in schöner Harmonie balanciert. Sehr eindrücklich, sehr belebend.

Welschlandbesuche

Sind Plug-in-Hybride eine Brückentechnologie oder eine Alibiübung? Erster Versuch mit dem Audi Q5 TFSI e Sportback 55.



Energie haushälterisch einzusetzen, ist eine gute Idee. Der Weg zur sparsamen individuellen Fortbewegung ist allerdings nicht so gradlinig, wie es manche gerne darstellen. Elektrofahrzeuge sind nicht grundsätzlich besser als Verbrennungsmotoren, Dieselantriebe können unter Umständen die vorteilhaftere Wahl sein, und das Leben ist auch auf dem weiten Gebiet des Automobils unangenehm unübersichtlich geworden.

Da ist zum Beispiel die Frage, ob sogenannte Plug-in-Hybride (PHEV) ökologisch wertvoll seien, ein Zwischenschritt zur emissionsfreien Mobilität, die sich viele wünschen, oder doch nur eine Alibiübung mit hohen Kosten und geringem Nutzen. Eine unbefriedigende Antwort vorneweg: Es kommt auf die Umstände an.

Zwei Wochen war ich mit dem Audi Q5 Sportback 55 TFSI e S-line unterwegs. Der in einer fantastischen Grünlackierung gestaltete Wagen verfügt über ein komplexes Antriebssystem mit Vier-Zylinder-Turbobenziner, eine Lithium-Ionen-Batterie sowie einen Elektromotor mit insgesamt 367 PS Systemleistung. Gibt man im Navigationssystem ein Ziel ein, verteilt es die elektrische Energie über die Strecke geschickt so, dass sie möglichst effizient genutzt wird, was sehr überzeugend funktioniert und durch die intelligente Energierückgewinnung durch Rekuperation noch besser wird.

Fährt man, wie viele, durchschnittliche Pendlerstrecken von dreissig, vierzig Kilometern pro Tag und lädt den Audi konsequent über Nacht zu Hause auf, ist man äusserst sparsam und kostengünstig unterwegs, auch wenn die theore-

tische elektrische Reichweite von bis zu 61 Kilometern (WLTP) gerade bei tiefen Temperaturen theoretisch bleibt. Und für die Fahrt in die Ferien hat man immer noch ein System, das zwei Welten friedlich vereint – Strom- und Benzinaggregat.

Ich habe, zum Bedauern meiner Frau, eher unregelmässige Arbeitszeiten und -orte. In den letzten zwei Wochen hatte ich unter anderem in Vals, Vufflens-le-Château sowie für einen weiteren Termin in Glion zu tun. Der Audi-Bordcomputer berechnete dafür am Ende, dass ein Liter Benzin für 17 Kilometer Weg gereicht hatte. Anders ausgedrückt: 5,88 Liter Super auf 100 Kilometer. Das ist angesichts der Leistung und des Gewichts des Audi ein guter, aber kein überragender Wert.

Nun zu den erwähnten Umständen: Sind Kurz- und Mittelstrecken die Regel und Welschlandbesuche die Ausnahme, ist der Audi Q5 als PHEV ein elegantes, sparsames und angenehmes Auto zu einem allerdings auch ansehnlichen Preis. Mit schönen LED-Scheinwerfern, Sportpaket oder Navigation plus, aber ohne Leder Sitze, Head-up-Display oder Apple Car Play stehen über 100 000 Franken auf dem Preisschild. Nächste Woche wird zum Vergleich und zur Vertiefung des Themas noch der Jaguar F-Pace Plug-in-Hybrid-SUV herangezogen.

Audi Q5 Sportback 55 TFSI e S-line

Motor/Antrieb: Benzinmotor, Elektromotor, Allradantrieb, 7-Gang-DSG; Hubraum: 1984 ccm; Systemleistung: 367 PS (270 kW)/500 Nm; Verbrauch kombiniert (WLTP): 1,5 l/100 km; elektrische Reichweite (WLTP): bis zu 71 km; Batteriekapazität brutto: 17,9 kWh; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 239 km/h; Preis: ab Fr. 81 500.–



OBJEKT DER WOCHE «Lucys» lange Reise

Raumsonde «Lucy»,
unterwegs bis 2033

Wenn nächste Woche über der Zürcher Bahnhofstrasse die Weihnachtsbeleuchtung «Lucy» eingeschaltet wird, fliegt noch viel weiter oben ein gleichnamiges Objekt seinem ersten Ziel entgegen: Die Raumsonde «Lucy», die mit einer Atlas-V-Rakete im amerikanischen Cape Canaveral am 16. Oktober gestartet wurde, soll sich dem Asteroiden (52246) Donaldjohanson bis am 20. April 2025 auf 922 Kilometer nähern.

«Lucy» ist ein Raumfahrzeug der Nasa, das unter anderem sechs Asteroiden aus der Gruppe der Jupiter-Trojaner erforschen soll. Die Sonde legt auf ihrer Expedition etwas über 6,4 Milliarden Kilometer zurück. Sie wird Bilder machen, per Infrarot die Temperatur der Asteroiden erfassen und Karten von deren Oberfläche erstellen. Das Faszinierende sei, so die Nasa, dass die Umgebung des Jupiters seit der Entstehung des Sonnensystems vor 4,6 Milliarden Jahren praktisch noch dieselbe sei. «Lucy wird unser Verständnis über die Entwicklung der Planeten im Sonnensystem grundlegend verändern», sagt Projektleiterin Adriana Ocampo.

Der Name Lucy geht auf das Fossil Lucy, «ein 3,2 Millionen Jahre altes Teilskelett eines weiblichen Individuums des Hominiden Australopithecus afarensis» (Wikipedia) zurück. Dieses wiederum wurde nach dem epischen Beatles-Song «Lucy in the Sky with Diamonds» (1967) getauft. Und wenn am 6. Januar 2022 die Lichter über der Bahnhofstrasse ausgehen, brennen jene von «Lucy» noch weitere elf Jahre, wenn alles klappt.

Benjamin Bögli



Gute Freundin und Zuhörerin:
Denise Biellmann mit Ehemann Colin.



Durch die Wildnis: Ruderer Mario Gyr,
Moderatorin Fabienne Bamert.



**Sein Pochettli wurde für über 1000 Franken
versteigert:** SRF-Star Rainer Maria Salzgeber.



Stifteten lukrativen Preis:
Urs Lehmann, Gattin Conny Kissling



Dreamteam in der Lichthalle:
Elvira Netzer, Sänger Baschi, Alana und Günter Netzer (v.l.).

BEI DEN LEUTEN

Glitzernde Talente

Die Promis kamen in Scharen an die Laureus Charity Night nach Zürich. Sie zeigten sich humorvoll und grosszügig.

Deborah Neufeld

Die Laureus Charity Night ist wohl der einzige Anlass, bei dem weisse Turnschuhe zum Smoking und selbst zum Abendkleid ausdrücklich erwünscht sind.

Die vielen Spitzensportler, die der Einladung von Laureus-Geschäftsführer Martin Wittwer und Stiftungsratspräsident Fabian Cancellara in die Lichthalle Maag folgten, gaben sich grosszügig und verrieten, wo sie auch im Privaten Spitzenleistungen erbringen. «Ich habe den Pilotenschein und mache leidenschaftlich gerne *scuba diving*», sagte die amerikanische Leichtathletiklegende Ed Moses. «Ich liebe es, zu stricken», verriet Rollstuhlsportlerin Edith Wolf-Hunkeler. Fussballer Alain Sutter baut mit seiner Frau Melanie Wey Häuser von Mallorca bis nach Miami um. Schwinger Christian Stucki sei ein Gott in der Küche, schwärmte seine Frau Cécile, Moderatorin Fabienne Bamerts Freund, Ruderer Mario Gyr, würde sie ohne Probleme durch die Wildnis bringen, und Martina Hingis hat sich auf ihren Reisen auf die vielen verschiedenen Küchen spezialisiert. «Kochen kann mein Mann viel besser, aber ich bin ein richtiger Foodie und interessiere mich für Menüs aus aller

Welt.» – «Ich kann sehr gut meine Frau nerven», scherzte Snowboarder Gian Simmen. «Ich könnte Sie jetzt hypnotisieren», schlug Künstler Wolfgang Beltracchi der Reporterin vor. Das österreichische Skiidol Franz Klammer erklärte: «Sie glauben nicht, wie schlecht ich singe», das könne man ja auch mal verraten. Selbst ein Musikproduzent, der grosse Pläne mit Klammer hatte, sagte irgendwann zu ihm: «Nein, Franz, also du kannst es wirklich nicht.»

Wie talentfrei Günter Netzer im Haushalt ist, verriet seine schöne Frau Elvira: «Nein, also der Günter, der kann wirklich gar nichts in der Küche. Der bringt nicht mal Wasser zum Kochen.» – «Das stimmt», bestätigte der Fussballweltmeister von 1974. Beide unterstützten Tochter Alana, die Projektleiterin bei Laureus ist, und Schwiegersohn Baschi, der gesangliche Akzente setzte. «Aber wissen Sie was?», so Elvira Netzer. «Er ist der beste Ehemann und Vater der Welt.»

An diesem Abend kam der eindruckliche Betrag von 1 364 380 Franken zusammen, mit dem in den nächsten Jahren mehr als 20 000 Kinder und Jugendliche in sozialen Sportprogrammen gefördert werden sollen.



Entspannte Gastgeber: Stiftungsratspräsident Cancellara (l.) und Geschäftsführer Wittwer.



Ästheten und Bauherren: FC-St.-Gallen-Sportchef Alain Sutter, Gattin Melanie Wey.



Festlich-heiter: Snowboard-Olympiasieger Simmen mit Frau Petra.



«Ich liebe es zu stricken»: Edith Wolf-Hunkeler mit Mann Mark.



Grosse Sportler: Franz Klammer, Ed Moses und Sohn Julian Moses.



König in der Küche: Schwinger Christian Stucki, Frau Cécile.



Starkes Duo: IWC-Marketingchefin Franziska Gsell, Gatte Thomas Etterlin.



Seit dreissig Jahren zusammen: Künstler Beltracchi, Ehefrau Helene.



An der Gala unterwegs: Ex-Nati-Goalie Diego Benaglio mit Gattin Nadin.

Währung der Szene



Graffiti in Zeiten von Social Media: «Fame» gibt es für die Handlung selbst.

Interessant ist abzulesen, wie sich Graffiti als hyperurbane künstlerische Ausdrucksform der Resonanzökonomie der sozialen Medien über die Jahre angepasst haben. Sowohl die Präsenz von Content in den sozialen Medien als auch die Präsenz von *pieces* an realen Gebäuden ist flüchtig. Das Spektakuläre im *writing* liegt demnach nicht länger in seiner ästhetischen Qualität und handwerklichen Ausführung,

sondern in der Aktion selbst. Nicht die sorgfältig gezogenen Linien, Schattierungen und 3-D-Effekte in der Tradition des ikonischen New Yorker Wild-Style-Graffiti sind mehr das Mass aller Dinge, sondern eilig und möglichst waghalsig dahingeworfene *throw-ups*. Die berühmt-berüchtigte Crew KCBR hat dies unlängst am Turm der Zürcher Kehrlichtverbrennungsanlage Josefstrasse eindrucksvoll

demonstriert. Der Schriftzug «KCBRYNOTMAFS» ist Mittel zum Zweck, denn dieser wird sowieso nur wenige Tage überleben. «Fame», die Währung der Szene, gibt, was dokumentiert und als Video über die sozialen Medien verbreitet wird.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich bin seit zwei Jahren mit meiner Freundin zusammen. Sie beschwert sich zwar nicht über unser Sexleben, aber ich komme immer viel zu schnell. Gibt es einen Trick für Männer, wie sie den Orgasmus hinauszögern können?

L. M., Merenschwand

Die Frage ist natürlich, was «zu schnell» bedeutet. Alles zwischen drei und zehn Minuten ist schon ordentlich lang, das kann ich Ihnen sagen, auch wenn uns Pornos anderes vorgaukeln. Frauen brauchen aber häufig länger, bis sie wirklich erregt sind. Und sie machen sich wiederum oft Sorgen, dass das ihren Partner nerven könnte. Aber Sex ist weitaus mehr als ein Penis in der Va-

gina. Für den Mann heisst das: Er könnte sich überlegen, was er sonst noch mit seinen Händen oder seinem Mund anstellen könnte...

Wenn Sie dennoch etwas standhafter sein möchten, können Sie das trainieren: Lassen Sie während der Selbstbefriedigung die Erregung zurückgehen, wenn Sie merken, dass Sie nahe am Höhepunkt sind, indem Sie zum Beispiel die Hand ruhig lassen, durchatmen und abwarten. Danach können Sie wieder etwas mehr auf die Tube drücken.

Beim Sex bedeutet das: Wenn Sie in der Frau drin sind und merken, wie die Erregung zunimmt, langsamer oder ganz still werden. Wenn es geht, nicht rausgehen. Durchatmen und dann weitermachen. Nicht un-

geduldig werden. Mal klappt's besser, und manchmal kommen Sie einfach. Vielleicht verlieren Sie sogar die Erektion. Macht nichts, Sie dürfen üben! Dadurch lernen Sie, die Erregungskurve zu kontrollieren und den Genussfaktor zu steigern. Es gibt ein fantastisches Buch zu diesem Thema: «Klappts?» von Michael Sztenc.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Felix Niederer

Einfach und völlig automatisiert investieren: Da ist man bei der Firma True Wealth des Zürcher Unternehmers an der richtigen Adresse.

Eigentlich ist er Physiker, doch heute führt Felix Niederer die Vermögensverwaltungsfirma True Wealth, welche die Geldanlage für die Kundschaft dank der Digitalisierung so einfach wie möglich macht. Das fachliche Rüstzeug hat er sich als langjähriger Portfoliomanager bei Banken und Versicherungen angeeignet. «Mein Hintergrund als Physiker hilft mir aber immer noch in jenen Situationen, in denen es Probleme sachlich zu lösen gilt», sagt er. Angefangen hatte die Selbständigkeit mit der eigenen Firma im Jahr 2012 als vague Idee. «Mir schwebte vor, die Themen Investieren und Vermögensverwaltung mit der Digitalisierung zu verbinden.» Damals steckte diese Art der Vermögensanlage in Europa noch in den Kinderschuhen, nur in den USA wagten sich erste Firmen in diesen Bereich vor, wie eine Marktstudie zeigte.

«Herzblut, Ausdauer, Glück»

Zusammen mit Oliver Herren, dem Co-Gründer von Digitec Galaxus, den er schon lange kennt, begann Felix Niederer, die Idee in die Realität umzusetzen. Das Duo überlegte hin und her, wie man die Vermögensverwaltung möglichst einfach, kosteneffizient und transparent gestalten könnte. Bis True Wealth 2014 ihre Dienste aufschalten konnte, musste aber noch viel Programmierarbeit geleistet werden, die an externe Unternehmen vergeben wurde. «Auch mit Regulierungsfragen hatten wir uns zu beschäftigen», erklärt Niederer. Heute arbeiten im Binzquartier in der Stadt Zürich insgesamt zwanzig Personen für das Start-up und verwalten für rund 10000 Kunden ein Vermögen von gut 700 Millionen Franken.

«Um an diesen Punkt zu kommen, wo wir heute stehen, hat es sehr viel Herzblut, Ausdauer und Glück gebraucht», sagt Niederer. Im Unterschied zur herkömmlichen Vermögensverwaltung mit Heerscharen von Kundenbetreuern funktioniert bei True Wealth fast alles automatisiert. «Deshalb benötigen wir auch wenig, aber gutes Personal und haben tiefe Stückkosten, von denen die Anleger profitieren», erklärt er das Geschäftsmodell. Zudem



Sachliche Lösungen: Firmengründer Niederer.

setzt seine Firma nur auf indexorientierte Anlageinstrumente. Auf alles, was teuer sei und nichts bringe, also auf aktiv gemanagte Produkte, werde verzichtet. Sämtliche Gebühren und Produktkosten werden bei True Wealth transparent ausgewiesen. Zudem bietet die Firma bei Fremdwährungen bessere Umrechnungskurse an. Unter dem Strich, so der 48-Jährige, seien die Verwaltungskosten halb oder ein Drittel so teuer wie bei der klassischen Konkurrenz.

Die Kunden können auf der Homepage oder über die App ein Depot eröffnen, ihr Risikoprofil erstellen und die massgeschneiderte Anlage-

strategie bestimmen. Zur Auswahl stehen viele verschiedene Anlageklassen. Die Umsetzung der gewählten Strategie übernehmen smarte Algorithmen. «Bei uns ist alles selbsterklärend», sagt der Unternehmer. «Kunden dürfen jederzeit vorbeikommen, aber unsere digitale Lösung muss so gut sein, dass sie persönliche Besuche überflüssig macht.» Wenn es doch Fragen gebe, stehe ein telefonischer Support zur Verfügung. Trotzdem will er nicht von einem reinen Do-it-yourself-Ansatz sprechen: «Die Kunden legen ihr Geld mit uns zusammen an – einfach auf der Plattform und auf digitale Weise.»

Michael Baumann

Sie macht aus Science-Fiction Realität

Martin Vetterli, Präsident der ETH Lausanne (EPFL), ist überzeugt, dass die Professorin für Maschinenbau die Roboterforschung revolutionieren wird.

Michael Baumann

Als Tochter eines Wissenschaftlers und einer Kunstmalerin war der berufliche Weg von Jamie Paik irgendwie vorgezeichnet. In ihrer Jugend wollte die Kanadierin mit koreanischen Wurzeln zwar noch der Mutter nacheifern und bildende Künstlerin werden, bald aber fühlte sie sich mehr von technischen und wissenschaftlichen Fragen angezogen. Dieser Wechsel hat sich gelohnt, denn heute mischt Paik im Forschungsbereich des Maschinenbaus und vor allem der Robotik schon ganz vorne mit.

In die Schweiz und damit an die EPFL (ETH Lausanne) kam die Professorin 2002. Davor hatte sie in Kanada und Südkorea studiert und in Japan, Frankreich und in den USA geforscht. Dabei hatte sie nie in einer kleineren Stadt als jetzt gelebt und noch nie länger am gleichen Ort. «Der Genfersee und die Berge direkt vor der Haustüre sind einfach fantastisch», sagt Jamie Paik im Gespräch. «Im Sommer gehe ich golfen und paddeln, im Winter Ski fahren in Zermatt oder Crans-Montana.» Lausanne sei zwar klein, aber doch sehr international.

Besseres Leben

Überhaupt liebt Jamie Paik die Schweiz, die neben den Klischees Schokolade und Uhren weit mehr zu bieten habe und zum Beispiel auch für Robotik stehe. Gerade die EPFL sei ein Hotspot für diese Forschungsrichtung. Im Alltag hat es Jamie Paik, Gründerin und Direktorin des Reconfigurable Robotics Lab (RRL) an der EPFL und Kernmitglied der Robotikgruppe NFS (Nationaler Forschungsschwerpunkt), nicht mit Androiden zu tun, wie man sie aus Filmen wie «Terminator» kennt. Die Geräte, mit denen die Kanadierin arbeitet, sind im Vergleich dazu harmlose Zwerge. «Aber was wie Science-Fiction aussieht, ist bei uns die Realität.» Zu ihren Fachgebieten gehören Soft Robotics, Origami-Roboter und tragbare Technologien.

Doch die Grösse ist sekundär: «Unsere Roboter sollen die Menschen unterstützen und ihr Leben angenehmer und besser machen», erklärt sie das Ziel ihrer Arbeit. Dabei sollen die mechanischen Helferlein nicht nur immer besser, schneller



«Radikal neue Ansätze»: Wissenschaftler Vetterli.

Martin Vetterli, 64, Professor für Informatik und Kommunikation, ist seit 2017 Präsident der Ecole polytechnique fédérale de Lausanne (EPFL). Über Jamie Paik sagt er: «Professorin Jamie Paik ist eine höchst originelle und kreative Denkerin, die radikal neue Ansätze in der Robotik benutzt. Die Robotik ist an der EPFL seit der Entwicklung des ersten Delta-Roboters in den 1980er Jahren zentral, wie auch die jüngsten Start-ups in der Drohnenindustrie zeigen. Ich bin mir also sicher, dass die Forschung von Prof. Paik zu zahlreichen Anwendungen für Gesellschaft und Wirtschaft führen wird.»

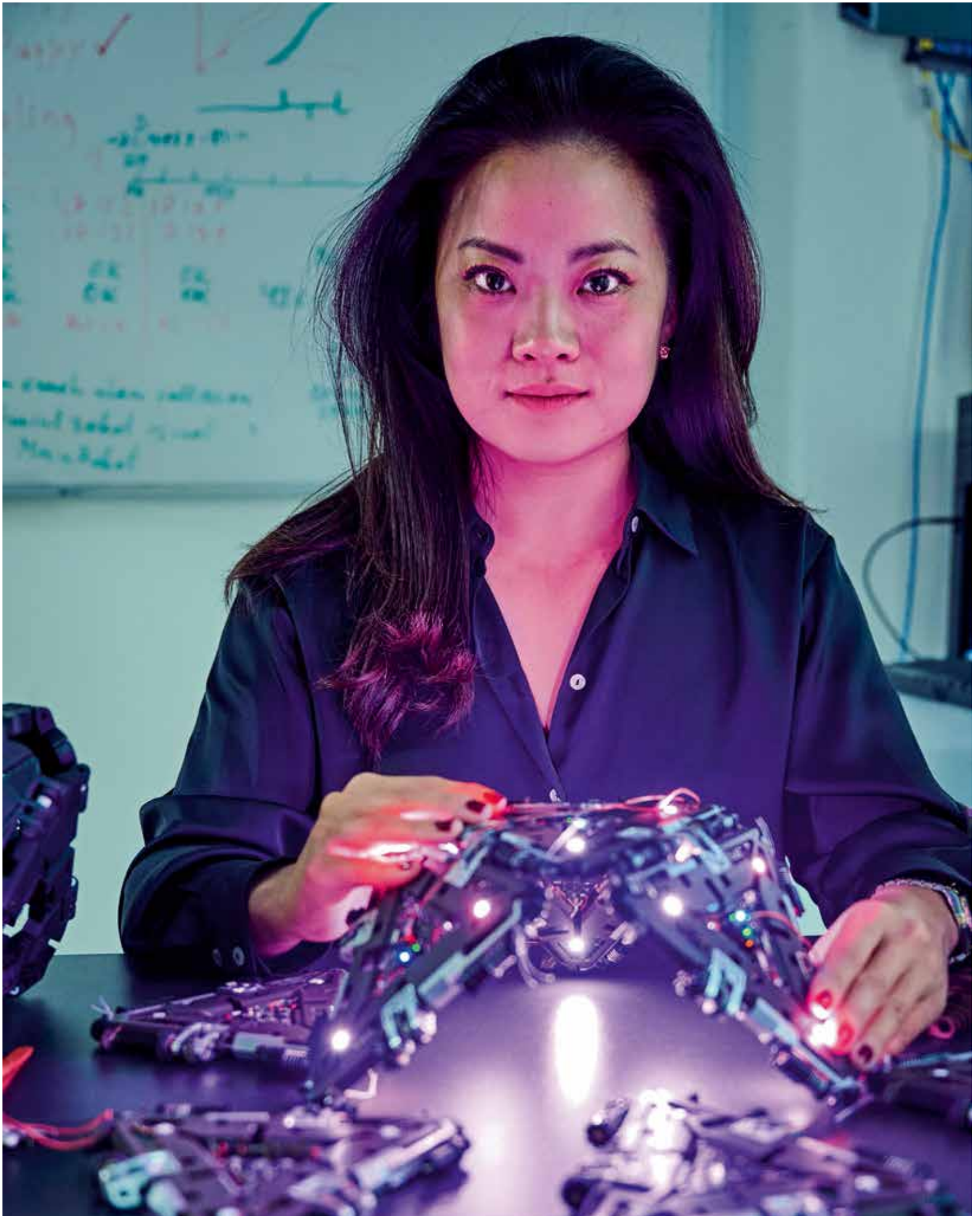
und zuverlässiger werden, sondern auch sicherer, interaktiver und intelligenter. Daran arbeitet Paik mit ihrem Team, das sie bei fünfzehn Personen zu halten versucht, aber auf 25 gestiegen ist. Die Einsatzbereiche der Kleinstroboter sind fast unendlich: in der Altenpflege, in der Autobranche (ihre Origami-Roboter wurden auf dem Mercedes-Benz Vision AVTR installiert), in der Unterhaltungsbranche (ihr haptischer Joystick ist international patentiert und nun Teil eines Start-ups). Oder bei der Katastrophenhilfe, bei medizi-

nischen Anwendungen (von Facebook finanzierte Softsuit-Entwicklung), in der Chirurgie (ein Instrument von ihr wird gerade vermarktet). Oder im Weltraum. Mit Jeff Bezos und Elon Musk, die neuerdings auch im All Geschäfte machen, verbindet Paik zwar nichts. Es käme aber vor, dass ehemalige Studenten nach ihrem Abschluss bei einem der beiden Internetpioniere anheuert.

Wie Ameisen

Die Roboter sind meistens nicht grösser als eine Handfläche, aber mit erstaunlichen Funktionen ausgestattet. So können sie zum Beispiel reparieren, wenn bei einem Satelliten ein Defekt auftritt, oder den Astronauten bei Messungen helfen. Vielfach arbeiten die Roboter wie Ameisen zusammen in der Gruppe und bringen in der Gemeinschaft ihre jeweilige Stärke optimal zur Geltung. Aus diesem Grund forschen im Labor von Jamie Paik mehrere Gruppen aus Elektro-, Mikro- und Maschinenbauingenieuren an der Schwarmintelligenz. Origami-Roboter oder Robogami heissen so, weil sie in der Ausgangsposition fast flach wie ein Blatt Papier sind und über die vorgegebenen Faltstellen selbständig neue dreidimensionale Formen annehmen können. Dadurch sei es den aus weichen Materialien hergestellten Robotern, die zum Teil nur zehn Gramm wiegen, möglich, sich immer an die jeweiligen Begebenheiten anzupassen.

Jamie Paik ist sich der ethischen Kritik an ihrer Forschung durchaus bewusst. «Jeder technologische Fortschritt bringt Veränderungen mit sich, sowohl gute als auch schlechte. Wir müssen immer wachsam bleiben, um einen positiven Einfluss auf den Einzelnen und die Gesellschaft zu erzielen», sagt sie überzeugt. Auch von der Corona-Pandemie sei die Entwicklung, die vor zwanzig Jahren noch in den Kinderschuhen steckte, nicht gestoppt worden. Von den schönen Künsten hat sich Jamie Paik nicht ganz verabschiedet, der Fokus hat sich einfach etwas verschoben. «Die Schönheit der Robotik liegt darin, immer neue Lösungen zu kreieren. Denn kaum ein Roboter ist gleich wie der andere, viele sind massgeschneiderte Anfertigungen», umreisst sie die Faszination für diese ihre Leidenschaft.



«Schönheit der Robotik»: Forscherin Paik.

Bestare Kicaj, Kampfsportlerin

Sie ist eine von bloss zwei Schweizer Mixed-Martial-Arts-Kämpferinnen.

Am liebsten würde sie alle Gesetze abschaffen, die die Freiheit der Menschen einschränken.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Kicaj: Meine Schwester als eine allein-erziehende Mutter von vier Kindern. Sie arbeitet zu 90 Prozent in der Spitex und managt alles rundherum vorbildlich. Dabei ist sie stets freundlich und hilfsbereit zu ihren Mitmenschen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Kicaj: Am Rücken.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Kicaj: Ich bin überzeugt, dass, egal, wie hoch der Verdienst ist, wir dies nie als genug empfinden.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Kicaj: Vor körperlicher Zerbrechlichkeit im Alter und vor der Abhängigkeit von anderen Personen beim Meistern meines Alltags.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Kicaj: Menschen, die für die Gerechtigkeit anderer kämpfen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Kicaj: Einfühlsamkeit.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Kicaj: Alle, die sich nicht primär für das Wohl der ganzen Bevölkerung einsetzen.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Kicaj: Meine Kollegin Dilek Demir!

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Kicaj: Keines. Was privat ist, soll privat bleiben.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Kicaj: Meine Überzeugung, dass der Kampfsport Leben retten kann.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Kicaj: Wie viele Menschen auch bei der Frage «Wie geht es Ihnen?». Oder wenn ich meine

Mitmenschen nicht verletzen will mit der Wahrheit – aber nur, wenn diese Wahrheit nicht relevant ist.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Kicaj: An eine höhere Macht.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Kicaj: Ich war Spätzünderin: Als 21-Jährige.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Kicaj: Meine Menstruationsbeschwerden. Diese vermindern meine sportliche Leistungsfähigkeit und machen meine Psyche anfälliger.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Kicaj: Mit keinem Bekannten, sondern mit meinem Freund.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Kicaj: Ich treibe Sport – das ist meine Droge.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Kicaj: Ich soll nach meiner eigenen Vorstellung von Norm mein Leben leben.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Kicaj: Nein. Was zerbrochen ist, hält nicht mehr zusammen wie zuvor.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Kicaj: Ich bin von den Vorteilen des veganen Lebens noch nicht überzeugt worden.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Kicaj: Alle Gesetze, welche die Freiheit der Menschen einschränken, sollen aufgehoben werden.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Kicaj: Ja, Insekten.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Kicaj: Meine Familie, die für mich das Wichtigste ist in meinem Leben.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

Kicaj: Ja. «Human». Ich wünschte mir, dass die Nationalität in vielen Aspekten des Lebens keine Rolle spielen würde. Jeder Mensch sollte als Mensch angesehen werden und nicht anhand einer Nationalität kategorisiert werden.



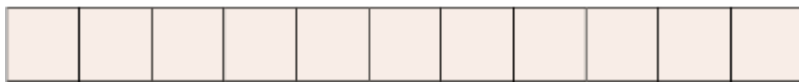
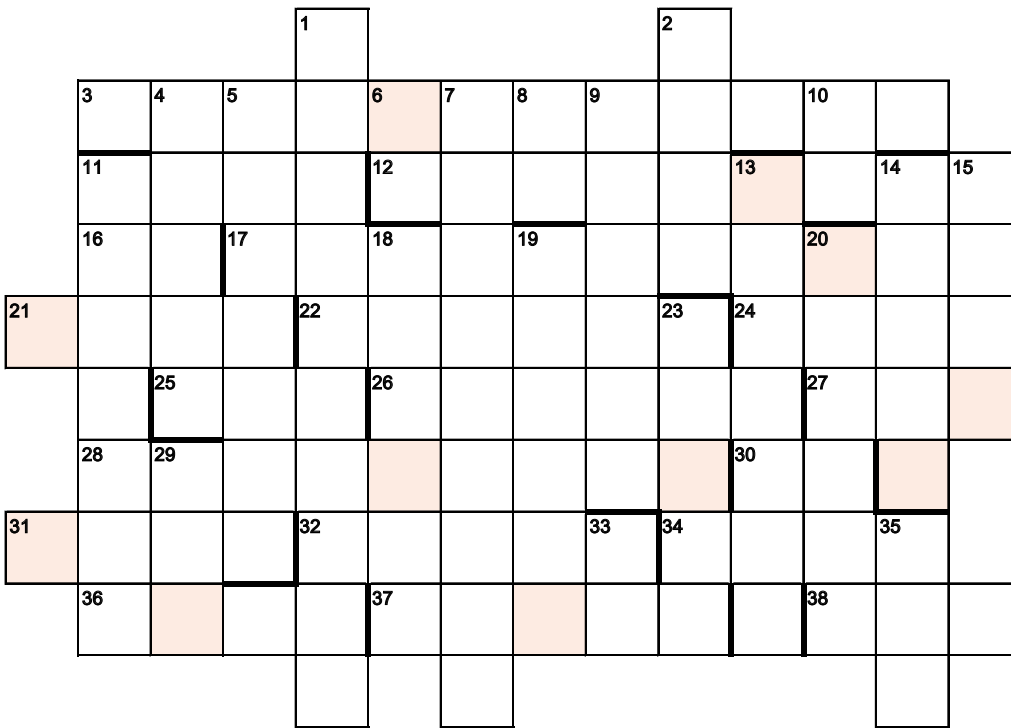
«Was zerbrochen ist, hält nicht mehr zusammen»: Kämpferin Kicaj, 33.

Kicaj: Ich benötige keine. Ich bin eine!

Weltwoche: Wären Sie gern ein Mann?

Kicaj: Nein. Ich fühle mich als Frau sehr wohl und *powerful*. Ich würde das keinesfalls umdrehen wollen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?



Lösungswort — Folge einer Rentenkürzung?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Karzinom im Kleinformat? 11 mit Markt oder Zirkus deutlich beliebter als alleine 12 verbalisiertes 10^{15} 16 KH-Teil 17 was hat, wer sich für sein Zuhause schämt 21 metallischer Halbleiter-Bestandteil 22 geflügelter Fussgänger 24 damit läuft alles (wie) geschmiert 25 neu anmutender Matrix-Held 26 gehen auch in gelassener Stimmung oft die Wände hoch 27 spitzenmässig oder (hoffentlich) kleidsam 28 Kauf-Alternative 30 bekanntes Vier-Ring-Modell 31 Faktenportion in Reinform 32 derzeitiges minus Entstehungsjahr oder abwechseln minus renes 34 im Gelände zuhause 36 gesagt, z. B. vom Verfasser von 20 senkrecht 37 klassischerweise leicht bewaffneter Kämpfer, bei Peter Laird auch gepanzert 38 was 13 senkrecht erteilte

Senkrecht — 1 ähnlich diätgeeignet wie 19 senkrecht 2 unterste Leitersprosse für Berufs- genauso wie für Hobbymusiker 4 geologischen Kräften ausgesetztes zerknautschtes Nepal 5 ohnehin ohne hin (und ohne ohne) 6 Luftverkehrskennzeichen oder Gleisverkehrsknotenpunkt 7 wie auch sehr umfangreiche Berichte sein können 8 Euro-Flachland oder Kanada-Eilande 9 haben wir Menschen im Laufe der Evolution verloren, in Städten aber oft gebaut 10 Münchner Mattscheibenfutter 11 keine leichte Lektüre 13 Priority-Briefträger? 14 liegt in der Ägäis und in der Würdelosigkeit 15 Alimentenzahler für Alimentenempfängerin und umgekehrt 18 tut es dies mit Katzen, jagt man keinen Hund vor die Tür 19 Marmor-, Mutter- oder Puste-Ergänzung 20 beginnt meist mit «Dear» 23 weiblicher Banditenspross aus Schweden 29 lässt sich nicht identifizieren, ohne danach keines mehr zu sein 33 eingeschriebener US-Hansli? ermöglicht normgerechte Kommunikation 35 ganz fremdstofffrei oder halb dunkelrot

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 742



Waagrecht — 3 HenkeLEIMER 9 OELSARDINEN 12 EH 13 SAEULEN 14 (DENK-Anstoss) 16 KRAMPFADER 18 NA 19 Lucky LUKE 20 ATMUNG 22 DOK 23 NEB (Ben) 24 GIARDINO (ital. f. Garten) 28 DREI 29 EMSIG 31 EILEN 32 AN 33 LOECHER 35 CIE (Companie, auch abgek. als Co.) 36 EINER 37 HELIKON

Senkrecht — 1 BOHRKERN 2 (B)LAMA(GE) 3 LAUFMASCHHE 4 OBERLAUF 5 IDE (integrated development environment) 6 MINE 7 TENNO 8 SEKUNDAER (aer = lat. f. Luft) 10 SEPTIMER 11 NERD 13 SAEBELN 15 KAKTEEN 17 DND (Dungeons and Dragons) 21 GIERIG 25 RIH (Pferd von Kara Ben Nems) 26 NICK (kurz für nickname=Spitzname) 27 OLIO (ital. f. Öl) 30 FingernäGEL 34 OED (Anagramm v. Ode)

Lösungswort — **EINGEHEND**

Die neuen Rätsel für die WELTWOCHEN schreibt Daniela Feurer



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SEAMASTER AQUA TERRA

Ihr Name deutet es bereits an: Die Aqua Terra überschreitet viele Grenzen. Als Nachfolgerin einer langen Reihe maritimer Uhren stimmt ihre DNA in vielerlei Hinsicht mit der unserer robustesten Sportchronometer überein – und doch zeichnet sie sich durch die Designsensibilität einer klassisch-eleganten Armbanduhr aus. Die Co-Axial Master Chronometer Modelle von heute führen diese Tradition fort und werden vom Eidgenössischen Institut für Metrologie (METAS) auf höchstem Niveau getestet und zertifiziert. Dies garantiert noch mehr Präzision, Verlässlichkeit und höchste Widerstandskraft gegen Magnetismus von elektronischen Geräten wie Mobiltelefonen und Laptops, was die Aqua Terra zur ultimativen Uhr für jeden Tag macht.


OMEGA